Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie in 300 Bändchen.

Neununddreißigstes Bändchen.

Moses Mendelssohn's Phädon.

Zweiter Theil.

Meyer's Groschen-Bibliothek der Deutschen Classiker für alle Stände.

(„Bildung macht frei!")

Neununddreißigstes Bändchen.

Moses Mendelssohn's Phädon.

Zweiter Theil.

Hildburghausen:
Druck vom Bibliographischen Institut.
New York: Herrmann J. Meyer.

Zweites Gespräch.

Schluß.

Phädon.

Ein Gleiches läßt sich von der Gesundheit behaupten. Sie ist eine Eigenschaft des gegliederten Körpers, und nirgend anders anzutreffen, als wo die Verrichtungen dieser Glieder zur Erhaltung des Ganzen abzielen; sie ist ein Eigenthum des Zusammengesetzten, und verschwindet, wenn das Zusammengesetzte in seine Theile aufgelöst wird. Mit dem Leben hat es wahrscheinlicher Weise eine ähnliche Bewandtniß. Das Leben einer Pflanze hört auf, sobald die Bewegungen in den Theilen derselben zur Auflösung des Ganzen abzielen. Das Thier hat vor der Pflanze die Gliedmaßen der Sinne und die Empfin-

dung, endlich der Mensch hat die Vernunft voraus. Vielleicht ist diese Empfindung in den Thieren, und selbst die Vernunft des Menschen nichts als solche Eigenschaften des Zusammengesetzten, wie Leben, Gesundheit, Harmonie u. s. w., die ihrer Beschaffenheit nach nicht länger dauern können, als die Zusammensetzungen, von denen sie unzertrennlich sind. Reicht die Kunst des Baues hin, Pflanzen und Thieren Leben und Gesundheit zu geben, so kann eine höhere Kunst vielleicht dem Thiere Empfindung und dem Menschen Vernunft verleihen. Wir Blödsinnigen begreifen jenes so wenig als dieses. Des geringsten Blättchens kunstreiche Bildung übersteigt alle menschliche Vernunft, enthält Geheimnisse, die des Fleißes und der Scharfsinnigkeit unserer spätesten Nachkommen noch spotten werden, und wir wollen vorschreiben, was durch die Organisation erhalten werden kann, und was nicht? Wollen wir der Allmacht, oder der Weisheit des Schöpfers Grenzen setzen? Eines von beiden, dächte ich, müssen wir aber nothwendig, wenn unsere Nichtigkeit entscheiden soll, daß selbst die Kunst des Allmächtigen kein Vermögen zu empfinden und zu denken durch die Bildung der feinsten Materie hervorbringen könne.

Du siehst, mein bester Sokrates! was deinen Schülern zur völligen unwankenden Ueber-

zeugung noch fehlt. Ist die Seele beim Leben etwas, das der Allmächtige außer dem Körper und dessen Bildung geschaffen und mit ihm verbunden hat, so hat es seine Richtigkeit, daß die Seele auch nach dem Tode fortdauern und Vorstellungen haben müsse; allein wer leistet für jenes die Gewähr? Die Erfahrung scheint vielmehr das Gegentheil auszusagen. Das Vermögen zu denken wird gebildet mit dem Körper, wächst mit demselben und leidet mit demselben ähnliche Veränderungen. Jede Krankheit in dem Körper wird von Schwäche, Zerrüttung oder Unvermögen in der Seele begleitet. Vornehmlich stehen die Verrichtungen des Gehirns und der Eingeweide in so genauer Verbindung mit der Wirksamkeit des Denkvermögens, daß man sehr geneigt ist, beide aus Einer Quelle herzuleiten, und also das Unsichtbare durch das Sichtbare zu erklären; so wie man Licht und Wärme einer einzigen Ursache zuschreibt, weil sie in ihren Veränderungen so sehr übereinstimmen. —

Simmias schwieg, und Cebes ergriff das Wort. Unser Freund Simmias, sprach er, scheint nur Das sicher besitzen zu wollen, was ihm versprochen worden; ich aber, geliebter Sokrates! möchte gern mehr haben, als du uns zugesagt. Wenn deine Beweise auch wider alle Einwürfe geschützt werden, so folgt

doch nichts mehr aus denselben, als daß unsere Seele nach dem Hintritt unsers Körpers fortdauert? Vielleicht so, wie sie im Schwindel, in einer Ohnmacht, oder im Schlafe fortdauert. Die Seele des Schlafenden muß nicht ganz ohne Begriffe seyn; die Gegenstände umher müssen durch schwächere Eindrücke auf seine Sinne wirken, und in seiner Seele wenigstens schwache Empfindungen erregen, sonst würden stärkere und stärkere Eindrücke ihn nicht aufwecken können *). Aber was sind dieses für Begriffe? Ein dunkles Gefühl ohne Bewußtseyn, ohne Erinnerung, ein vernunftloser Zustand, in welchem wir uns des Vergangenen nicht erinnern, und dessen wir uns auch in Zukunft nie wieder besinnen. Sollte nun unsere Seele, mit der Trennung von dem Leibe, in eine Art von Schlaf oder Hinbrüten versinken, und nie wieder aufwachen, was hätten wir durch ihre Fortdauer gewonnen? Ein vernunftloses Daseyn ist von der Unsterblichkeit, die du hoffst, noch weiter entfernt, als die Glückseligkeit der Thiere

*) Wenn mächtige Eindrücke lebhafte Empfindungen erregen, so müssen selbst die schwächsten nicht ganz ohne Wirkung seyn; sondern Empfindungen veranlassen, die nur dem Grade der Lebhaftigkeit nach von jenen unterschieden sind.

von der Glückseligkeit eines Gott erkennenden Geistes. Wenn das, was ihm nach dem Tode widerfährt, uns angehen, uns schon hienieden Furcht oder Hoffnung erregen soll, so müssen wir selbst, die wir uns hier unser bewußt sind, in jenem Leben noch dieses Selbstgefühl behalten, und uns des Gegenwärtigen erinnern können. Wir müssen das, was wir seyn werden, mit dem, was wir jetzt sind, vergleichen und darüber urtheilen können. Ja, wenn ich dich recht verstanden, mein theurer Sokrates! so erwartest du nach dem Tode ein besseres Leben, eine größere Erleuchtung des Verstandes, edlere und erhabnere Bewegungen des Herzens, als dem beglücktesten Sterblichen auf Erden zu Theil geworden; worauf gründet sich diese schmeichelnde Hoffnung? — Der Mangel alles klaren Bewußtseyns ist für unsere Seele, wenigstens auf kurze Zeit, ein nicht unmöglicher Zustand; hievon überzeugt uns die tägliche Erfahrung. Wie, wenn ein solcher nach dem Tode in Ewigkeit fortdauern sollte?

Zwar hast du uns vorhin gezeigt, daß alles Veränderliche unaufhörlich verändert werden müsse; und aus dieser Lehre leuchtet ein Strahl der Hoffnung, daß meine Besorgniß ungegründet sey. Denn, wenn die Reihe der Veränderungen, die unserer Seele bevorstehen, in's Unendliche fortgehen, so ist höchst

wahrscheinlich, daß sie nicht bestimmt sey, in Ewigkeit fort zu sinken, und von ihrer göttlichen Schönheit immer mehr und mehr zu verlieren, sondern daß sie sich, wenigstens mit der Zeit, auch erheben und die Stufe wieder einnehmen werde, auf welcher sie schon in der Schöpfung gestanden, nämlich eine Betrachtung der Werke Gottes zu seyn. Und mehr als einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit braucht es nicht, uns in der Vermuthung zu bestärken, daß dem Tugendhaften ein besseres Leben bevorsteht. Indeß, o Sokrates! wünsche ich auch diesen Punkt von dir berührt zu sehen, weil ich weiß, daß alle Worte, die du heute sprichst, sich tief in meine Seele eingraben, und von unauslöschlichem Andenken seyn werden. —

Wir hörten Alle aufmerksam zu, und wie wir uns nachher gestanden, nicht ohne Unwillen, daß man uns eine Lehre zweifelhaft und ungewiß machte, von welcher wir so sehr überzeugt zu seyn glaubten. Nicht nur diese Lehre, sondern Alles, was wir wußten und glaubten, schien uns damals ungewiß und schwankend zu werden, da wir sahen, daß entweder wir die Gabe nicht besitzen, Wahrheit von Irrthum zu unterscheiden, oder daß sie an und für sich selbst nicht zu unterscheiden seyn müßten.

Echekrates.

Mich wundert es nicht, mein lieber Phädon! daß ihr so dachtet; mir selbst ward, indem ich dir zuhörte, nicht anders zu Muthe. Die Gründe des Sokrates hatten mich völlig überführt, und ich schien versichert, daß ich sie niemals würde in Zweifel ziehen können; allein des Simmias Einwurf machte mich wieder zweifelhaft, und ich erinnere mich, daß ich vormals eben der Meinung gewesen, daß die Kraft zu denken eine Eigenschaft des Zusammengesetzten seyn, und ihren Grund in einer feinen Organisation oder Harmonie der Theile haben könne. — Aber sage mir, bester Phädon! wie hat Sokrates diese Einwürfe aufgenommen? — Ward er so verdrießlich darüber als ihr, oder begegnete er ihnen mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth? und hat seine Antwort euch Genüge gethan oder nicht? Ich möchte dieses Alles gern so umständlich als möglich von dir vernehmen.

Phädon.

Habe ich den Sokrates jemals bewundert, so war es gewiß bei dieser Gelegenheit. Daß er eine Widerlegung in Bereitschaft hatte, ist eben nichts Unerwartetes von ihm. Was mir bewundernswürdig schien, war erstlich die Güte, Freundlichkeit und Sanftmuth, womit er das Vernünfteln dieser Jünglinge aufnahm, so-

dann, wie schnell er merkte, was für Eindrücke die Einwürfe auf uns gemacht, wie er uns zu Hülfe eilte, wie er uns gleichsam von der Flucht zurück rief, zur Gegenwehr aufmunterte, und selbst zum Streite anführte.

Echekrates.

Wie geschah dieses?

Phädon.

Das will ich dir erzählen. Ich saß ihm zur Rechten neben dem Bette, auf einem niedrigen Sessel, er aber etwas tiefer als ich. Er ergriff mein Haupt, und streichelte mir die Haare, die in den Nacken herunterhingen; wie er denn gewohnt war, zuweilen mit meinen Locken zu spielen. Morgen, sprach er, Phädon! dürftest du wohl diese Locken auf das Grab eines Freundes streuen. — Allem Ansehen nach, erwiederte ich. — O! thue es nicht versetzte er. — Warum das? fragte ich. — Noch heute, fuhr er fort, müssen wir beide unser Haar abscheeren, wenn unser schönes Lehrgebäude so dahin stirbt, und wir nicht im Stande sind, es wieder aufzuwecken. Und wenn ich an deiner Stelle wäre, und man hätte mir eine solche Lehre zu Grunde gerichtet, so würde ich, wie jener Argiver, ein Gelübde thun, nicht eher mein Haupthaar wieder wachsen zu lassen, bis ich des Simmias und Cebes Gegengründe besiegt hätte. — Man pflegt zu sagen, sprach ich: Herkules selbst

richtet wider zwei nichts aus. — So rufe denn, weil es noch helle ist, mich, deinen Jolaus, zu Hülfe, versetzte er. — Gut! sprach ich, ich will dich zu Hülfe rufen; aber nicht wie Herkules seinen Jolaus, sondern wie Jolaus den Herkules.

Das thut nichts zur Sache, erwiederte er. Vor allen Dingen müssen wir uns vor einem gewissen Fehltritt in Acht nehmen. — Vor welchem? fragte ich. — Daß wir nicht Vernunfthasser werden, sprach er, so wie gewisse Leute Menschenhasser werden. Kein größeres Unglück könnte uns widerfahren! Der Vernunfthaß und der Menschenhaß pflegen aber auf eine ähnliche Weise zu entstehen. Der Menschenhaß entsteht nämlich insgemein, wenn man Anfangs ein blindes Vertrauen in Jemand setzt, und in allen Stücken für einen getreuen, aufrichtigen und rechtschaffenen Menschen hält, sodann aber erfährt, daß er weder aufrichtig noch rechtschaffen sey; besonders wenn uns dieses zu wiederholten Malen, und sogar in Ansehung solcher begegnet, die wir für unsere besten und vertrautesten Freunde gehalten. Alsdann wird man mißvergnügt, wirft seinen Haß auf alle Menschen ohne Unterschied, und traut Niemanden mehr die mindeste Rechtschaffenheit zu. Hast du nicht bemerkt, daß es also zu gehen pflegt? — Sehr oft, antwortete ich. — Ist dieses aber nicht schändlich? und heißt

es nicht, ohne die geringste Einsicht in die menschliche Natur, von der menschlichen Gesellschaft Nutzen haben wollen? Wer nicht ganz ohne Nachdenken ist, findet hierin gar leicht die Mittelstraße, die in der That auch die Wahrheit für sich hat. Der vollkommen guten oder bösen Menschen sind nur sehr wenige. Die mehrsten halten ungefähr das Mittel zwischen beiden Grenzen. — Wie sagst du? fragte ich. — So wie etwas, sprach er, in Ansehung des Größten und Kleinsten, oder der übrigen Eigenschaften. Was ist seltener, als ein Mensch, ein Hund oder anderes Geschöpf, das sehr groß oder sehr klein, sehr schnell, oder sehr langsam, außerordentlich schön, häßlich, schwarz, weiß u. s. w. sey? Und hast du nicht auch bemerkt, daß in allen diesen Dingen das Aeußerste an beiden Seiten wenig und selten, das Mittelmäßige hingegen am allerhäufigsten angetroffen wird? — Mich dünkt, sprach ich. — Meinst du nicht, versetzte er, wenn auf die äußerste Nichtswürdigkeit ein Preis gesetzt würde, daß sehr wenige Menschen denselben verdienen würden? — Wahrscheinlicher Weise, antwortete ich. — Höchst wahrscheinlicher Weise, fuhr er fort. Jedoch in diesem Punkte findet sich zwischen der Vernunft und zwischen dem menschlichen Geschlechte vielmehr eine Unähnlichkeit als eine Aehnlichkeit, und ich bin durch deine Fragen auf diesen Abweg verleitet worden.

Die Aehnlichkeit ist aber alsdann zu sehen, wenn Jemand, ohne gehörige Untersuchung, und ohne Einsicht in die Natur der menschlichen Vernunft, irgend einen Schluß für wahr und bündig hält, und kurz darauf ihn wiederum unwahr zu finden glaubt, er mag das letzte nun an und für sich seyn, oder nicht, — vornehmlich wenn dieses, so wie vorhin in Ansehung der Freundschaft, sich öfters zugetragen. Alsdann ergeht es ihm, wie jenen berüchtigten Tausendkünstlern, die, was man nur will, so lange verfechten und widerlegen, bis sie sich einbilden, die weisesten unter den Sterblichen, ja die Einzigen zu seyn, die da wahrgenommen, daß die Vernunft, wie alle übrigen Dinge auf Erden, nichts Sicheres und Zuverlässiges habe, sondern daß alles, wie auf dem Euripus, im Meerstrudel auf und nieder schwanke, und keinen Augenblick an seiner vorigen Stelle bleibe. — Es ist wahr, sagte ich.. — Wie aber, lieber Phädon? fuhr er fort. Gesetzt, die Wahrheit sey an und für sich nicht nur zuverlässig und unveränderlich, sondern auch dem Menschen nicht ganz erforschlich; und es ließe sich Jemand durch dergleichen Vorspiegelungen von Gründen und Gegengründen, die sich einander aufheben, dahin verleiten, daß er sich nicht und seiner Unfähigkeit die Schuld gäbe, sondern aus Unwillen sie lieber

der Vernunft selbst zur Last legte, und die übrige Zeit seines Lebens alle Vernunftgründe haßte und verabscheute, alle Wahrheit und alle Erkenntniß ferne von sich ließe; wäre das Unglück dieses Menschen nicht bejammernswerth? — Bei'm Jupiter! antwortete ich, sehr bejammernswerth! — Wir müssen also für's Erste diesen Irrthum zu vermeiden und uns zu überzeugen suchen, daß nicht die Wahrheit selbst ungewiß und schwankend, sondern unser Verstand öfters zu schwach sey, dieselbe fest zu halten, und sich ihrer zu bemeistern, damit wir unsere Kräfte und unsern Muth verdoppeln und immer neue Angriffe wagen mögen.

Wir Alle sind dazu verpflichtet, meine Freunde! ihr des bevorstehenden Lebens, und ich des Todes halber; ja, ich habe sogar einen Beweggrund dazu, der ziemlich nach gemeiner, unwissender Leute Denkart mehr rechtsüchtig, als wahrheitliebend scheinen dürfte. Wenn diese etwas Zweifelhaftes zu untersuchen haben, so bekümmern sie sich wenig, wie die Sache an sich selber beschaffen sey, wenn sie nur Recht und ihre Meinungen von den Anwesenden Beifall erhalten. Ich werde von diesen Leuten nur in einem Punkte unterschieden seyn. Denn daß ich von meiner Meinung die Anwesenden überführe, ist bei mir nur eine Nebenansicht; meine vornehmste

Sorge geht dahin, mich selbst zu bereden, daß sie der Wahrheit gemäß sey, weil ich gar zu großen Vortheil dabei finde. Denn siehe, liebster Freund! ich mache folgenden Sch[illegible]ß: Ist die Lehre, die ich vortrage, gegrün[illegible]t, so thue ich wohl, daß ich mich davon überzeuge; ist aber den Verstorbenen keine Hoffnung mehr übrig, so gewinne ich wenigstens dieses, daß ich meinen Freunden noch vor meinem Tode nicht durch Klagen beschwerlich falle. Ich ergötze mich zuweilen an dem Gedanken: daß Alles, was, wenn es wahr wäre, dem gesammten menschlichen Geschlechte wirklichen Trost und Vortheil bringen würde, schon eben deßwegen hohe Wahrscheinlichkeit für sich habe, wahr zu seyn. Wenn die Zweifelsüchtigen wider die Lehre von Gott und der Tugend verwenden, sie sey eine bloß politische Erfindung, zum Besten der menschlichen Gesellschaft erdacht, so möchte ich ihnen allezeit zurufen: o meine Freunde! erdenket einen Lehrbegriff, welcher der menschlichen Gesellschaft so unentbehrlich ist, und ich wette, daß er wahr sey. Das menschliche Geschlecht ist zur Geselligkeit, so wie jedes Glied zur Glückseligkeit berufen. Alles, was auf eine allgemeine, sichere und beständige Weise zu diesem Endzweck führen kann, ist unstreitig von dem weisen Urheber aller Dinge als ein Mittel gewählt und her-

vorgebracht worden. Diese schmeichelhaften Vorstellungen haben ungemein viel Tröstliches, und zeigen uns das Verhältniß zwischen dem Schöpfer und dem Menschen in dem erquickendsten Lichte; daher ich nichts so sehr wünsche, als mich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Jedoch es wäre nicht gut, wenn meine Unwissenheit hierüber noch lange dauern sollte. Nein! ich werde bald davon befreit werden.

In dieser Verfassung, Simmias und Cebes! wende ich mich zu euern Einwürfen. Ihr, meine Freunde, wenn ihr meinem Rathe folgen wollt, so sehet mehr auf die Wahrheit, als auf den Sokrates. Findet ihr, daß ich der Wahrheit getreu bleibe, so gebt mir Beifall; wo nicht, so widersetzet euch ohne die geringste Nachsicht, damit ich nicht, aus gar zu guter Meinung, euch und mich selbst hintergehe, und wie eine Biene, die ihren Stachel zurück läßt, von euch scheide. — Wohlan, meine Freunde! merket auf und erinnert mich, wo ich etwas von euern Gründen auslassen, oder sie unrichtig vortragen würde.

Simmias räumt ein, daß unser Denkvermögen entweder für sich geschaffen seyn, oder durch die Zusammensetzung und Bildung des Körpers hervorgebracht werden muß: Nicht? — Richtig! — In dem ersten Falle, wenn

die Seele nämlich als ein für sich geschaffenes, unkörperliches Ding zu betrachten ist, billigt er die Reihe von Vernunftschlüssen, durch welche wir beweisen, daß sie nicht mit dem Körper aufhören, auch durchaus nicht anders vergehen könne als durch den allmächtigen Wink ihres Urhebers. Wird dieses noch zugegeben, oder steht unter euch Jemand dabei an? — Wir stimmten Alle willig ein. — Und daß dieser allgütige Urheber kein Werk seiner Hände jemals vernichte; so viel ich mich erinnere, hat auch hieran Niemand gezweifelt. — Niemand. — Aber dieses befürchtet Simmias? Vielleicht ist unser Vermögen zu empfinden und zu denken kein für sich erschaffenes Wesen, sondern wie die Harmonie, wie die Gesundheit oder wie das Leben der Pflanzen und der Thiere, nur die Eigenschaft eines künstlich gebildeten Körpers; war es nicht dieses, was du besorgtest? — Eben dieses, mein Sokrates! — Wir wollen sehen, sprach er, ob dasjenige, was wir von unserer Seele wissen, und so oft wir wollen, erfahren können, nicht deine Besorgniß unmöglich macht.

Was geschieht bei der künstlichsten Bildung oder Zusammensetzung? werden da nicht gewisse Dinge näher zusammengebracht, die vorhin von einander entfernt waren? — Allerdings! — Sie sind vorhin mit andern in

Verbindung gewesen, und nunmehr werden sie unter sich verbunden, und machen die Bestandtheile des Ganzen aus, das wir ein Zusammengesetztes nennen. — Gut! — Durch diese Verbindung der Theile entsteht erstlich in der Art und Weise, wie diese Bestandtheile neben einander sind, eine gewisse Ordnung, die mehr oder weniger vollkommen ist. — Richtig! — Sodann werden auch die Kräfte und Wirksamkeiten der Bestandtheile durch die Zusammensetzung mehr oder weniger verwandelt, nachdem sie durch Wirkung und Gegenwirkung bald gehemmt, bald befördert, und bald in ihrer Richtung verändert werden. Nicht? — Es scheinet. — Der Urheber einer solchen Zusammensetzung sieht bald einzig und allein auf das Nebeneinanderseyn der Theile, z. B. bei der Wohlgereimtheit und dem Ebenmaaß in der Baukunst, wo nichts als diese Ordnung des Nebeneinanderseyenden in Betrachtung kömmt; bald hingegen geht seine Absicht auf die veränderte Wirksamkeit der Bestandtheile und die daraus erfolgte Kraft des Zusammengesetzten, wie bei einigen Triebwerken und Maschinen; ja es gibt dergleichen, wo man deutlich sieht, daß der Künstler sein Absehen auf beides, auf die Ordnung der Theile und auf die Abänderung ihrer Wirksamkeit zugleich gerichtet hat. — Der menschliche Künstler — sprach Simmias,

vielleicht nur selten, aber der Urheber der Natur scheint diese Absichten allezeit auf das Allervollkommenste verbunden zu haben. — Vortrefflich! versetzte Sokrates; jedoch ich verfolge diese Nebenbetrachtung nicht weiter.

Sage mir nur dieses, bester Simmias! kann durch die Zusammensetzung eine Kraft in dem Ganzen entstehen, die nicht in der Wirksamkeit der Bestandtheile ihren Grund hat? — Wie meinst du? mein Sokrates! — Wenn alle Theile der Materie, ohne Wirkung und Widerstand, in einer todten Ruhe neben einander lågen, würde die künstlichste Ordnung und Versetzung derselben in dem Ganzen irgend eine Bewegung, einen Widerstand, überhaupt eine Kraft, hervorbringen können? — Es scheint nicht, antwortete Simmias; aus unwirksamen Theilen kann wohl kein wirksames Ganze zusammengesetzt werden. — Gut! sprach er, wir können diesen Grundsatz also annehmen. Allein wir bemerken gleichwohl, daß in dem Ganzen Uebereinstimmung und Ebenmaß angetroffen werden kann, obgleich jeder Bestandtheil für sich weder Harmonie noch Ebenmaß hat; wie geht dieses zu? Kein einzelner Laut ist harmonisch, und gleichwohl machen viele zusammen eine Harmonie aus. Ein wohlgeordnetes Gebåude kann aus Steinen bestehen, die weder Ebenmaß noch Regelmåßigkeit haben. Warum

kann ich hier aus unharmonischen Theilen ein harmonisches Ganze, aus regellosen Theilen ein höchst regelmäßiges Ganze zusammensetzen? — O! dieser Unterschied ist handgreiflich, versetzte Simmias; Ebenmaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, Ordnung u. s. w. können ohne Mannichfaltigkeit nicht gedacht werden, denn sie bedeuten das Verhältniß verschiedener Eindrücke, wie sie sich uns, zusammengenommen, und in Vergleichung gegen einander, darstellen. Es gehört also zu diesen Begriffen ein Zusammennehmen, eine Vergleichung mannichfaltiger Eindrücke, die zusammen ein Ganzes ausmachen, und sie können daher den einzelnen Theilen unmöglich zukommen. — Fahre fort, mein lieber Simmias! rief Sokrates mit einem innern Wohlgefallen über die Scharfsinnigkeit seines Freundes; sage uns auch dieses: Wenn aber jeder einzelne Laut keinen Eindruck in das Gehör machen sollte, würde aus vielen wohl eine Harmonie entstehen können? — Unmöglich! — Unmöglich! — So auch mit dem Ebenmaße. Jeder Theil muß in das Auge wirken, wenn aus vielen das, was wir Ebenmaß nennen, entstehen soll. — Nothwendiger Weise. — Wir sehen also auch hier, daß in dem Ganzen keine Wirksamkeit entstehen kann, wovon der Grund nicht in den Bestandtheilen anzutreffen, und daß alles Uebrige, was aus den Eigenschaften der Ele=

mente und Bestandtheile nicht fließt, wie die Ordnung, Symmetrie u. s. w., einzig und allein in der Art der Zusammensetzung zu suchen sey. Sind wir von diesem Satze überzeugt? meine Freunde! — Vollkommen. — Es kömmt also bei jeder, auch der allerkünstlichsten, Zusammensetzung der Dinge zweierlei zu betrachten vor: erstlich die Folge und Ordnung der Bestandtheile in der Zeit oder im Raume; sodann die Verbindung der ursprünglichen Kräfte, und die Art und Weise, wie sie sich im Zusammengesetzten äußern. Durch die Anordnung und Lage der Theile werden zwar die Wirkungen der einfachen Kräfte eingeschränkt, bestimmt und abgeändert, aber niemals kann durch die Zusammensetzung eine Kraft oder Wirksamkeit erhalten werden, deren Ursprung nicht in den Grundtheilen zu suchen ist. Ich verweile mich hier ein wenig bei diesen subtilen Grundbetrachtungen, meine Freunde! wie ein Wettläufer, der zu verschiedenen Malen ansetzt, um alsdann mit vermehrtem Triebe fortzueilen, sich um das Ziel herum zu schwenken, und wenn ihm die Götter Glück und Ruhm beschieden, den Sieg davon zu tragen.

Erwäge es mit mir, lieber Simmias! wenn unser Vermögen, zu empfinden und zu denken kein für sich erschaffenes Wesen, sondern eine Eigenschaft des Zusammengesetzten

seyn soll, muß es nicht entweder wie Harmonie und Ebenmaß aus einer gewissen Lage und Ordnung der Theile erfolgen, oder wie die Kraft des Zusammengesetzten, seinen Ursprung in der Wirksamkeit der Bestandtheile haben? — Allerdings! da, wie wir gesehen, kein Drittes sich gedenken läßt. — In Ansehung der Harmonie haben wir gesehen, daß z. B. jeder einzelne Laut nichts Harmonisches habe, und die Uebereinstimmung bloß in Gegeneinanderhaltung und Vergleichung verschiedener Laute bestehe. Nicht? — Richtig! — Eine gleiche Bewandtniß hat es mit der Symmetrie und Regelmäßigkeit eines Gebäudes; sie besteht in der Zusammenfassung und Vergleichung vieler einzelnen unregelmäßigen Theile. — Dies ist nicht zu leugnen. — Aber diese Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, ist sie wohl etwas anders, als die Wirkung des Denkvermögens? und wird sie, außer dem denkenden Wesen, irgendwo anzutreffen seyn? — Simmias wußte nicht, was er hierauf antworten sollte. — In der undenkenden Natur, fuhr Sokrates fort, folgen einzelne Laute, einzelne Steine auf- und nebeneinander. Wo ist hier Harmonie, Symmetrie, oder Regelmäßigkeit? Wenn kein denkendes Wesen hinzukömmt, das die mannichfaltigen Theile zusammennimmt, gegeneinander hält, und in dieser Vergleichung eine Uebereinstimmung

wahrnimmt, so weiß ich sie nirgend zu finden; oder weißt du, Simmias! in der seelenlosen Natur ihre Spur aufzusuchen? — Ich muß mein Unvermögen bekennen, war seine Antwort, ob ich gleich merke, wohin dieses abzielet. — Eine glückliche Vorbedeutung! rief Sokrates, wenn dem Gegner selbst seine Niederlage ahnet. Antworte mir indeß unverdrossen, mein Freund! denn du hast keinen geringen Theil an dem Siege, den wir über dich selbst zu erhalten hoffen, kann der Ursprung einer Sache aus ihren eigenen Wirkungen erklärt werden? Kann der Schatten, den ein Baum wirft, für die Erzeugnißursache dieses Baumes, oder der wohlriechende Duft für die Ursache der Blume angegeben werden? — Auf keinerlei Weise. — Ordnung, Ebenmaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, überhaupt alle Verhältnisse, die ein Zusammennehmen und Gegeneinanderhalten des Mannichfaltigen erfordern, sind Wirkungen des Denkvermögens. Ohne Hinzuthun des denkenden Wesens, ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung der mannichfaltigen Theile ist das regelmäßigste Gebäude ein bloßer Sandhaufen, und die Stimme der Nachtigall nicht harmonischer, als das Aechzen der Nachteule. Ja, ohne diese Wirkung gibt es in der Natur kein Ganzes, das aus vielen auseinander seyenden Theilen besteht; denn diese

Theile haben ein jeder sein eignes Daseyn, und sie müssen erst gegeneinander gehalten, verglichen, und in Verbindung betrachtet werden, wenn sie ein Ganzes ausmachen sollen. Das denkende Vermögen, und dieses allein in der ganzen Natur, ist fähig, durch eine innerliche Thätigkeit Vergleichungen, Verbindungen und Gegeneinanderhaltungen wirklich zu machen; daher der Ursprung alles Zusammengesetzten, der Zahlen, Größen, Symmetrie, Harmonie u. s. w., in so weit sie ein Vergleichen und Gegeneinanderhalten erfordern, einzig und allein in dem denkenden Vermögen zu suchen seyn muß, und da dieses zugegeben wird, so kann ja dieses Denkvermögen selbst, die Ursache aller Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, unmöglich aus diesen ihren eigenen Verrichtungen entspringen, kann unmöglich in einem Ganzen bestehen, das aus auseinander seyenden Theilen zusammen gesetzt ist; denn alle diese Dinge setzen die Wirkungen und Verrichtungen des denkenden Wesens voraus, und können nicht anders, als durch dieselben, wirklich werden. — Dieses ist deutlich, versetzte Simmias. — Da ein jedes Ganze, das aus Theilen besteht, die außer einander sind, ein Zusammennehmen und Vergleichen dieser Theile voraussetzt, dieses Zusammennehmen und Vergleichen aber die Verrichtung eines Vorstellungsvermögens

seyn muß, so kann ich den Ursprung dieses Vorstellungsvermögens selbst nicht in ein Ganzes setzen, das aus solchen aus einander seyenden Theilen besteht, ohne eine Sache durch ihre eigenen Verrichtungen entstehen zu lassen. Und eine solche Ungereimtheit haben die Fabeldichter selbst, so viel ich weiß, noch niemals gewagt. Niemand hat noch den Ursprung einer Flöte in das Zusammenstimmen ihrer Töne, oder den Ursprung des Sonnenlichts in den Regenbogen gesetzt. — Wie ich vermerke, bester Sokrates! ist nunmehr auch der Ueberrest unsers Zweifels dahin. — Er verdient indeß besonders erwogen zu werden, erwiederte jener, wenn ich anders durch diese dornichten Untersuchungen eure Geduld nicht ermüde. — Wage es immer, Freund! rief ihm Kriton zu, auch die Geduld dieser auf die Probe zu setzen. Du hast der meinigen wenigstens nicht geschont, als ich auf die Ausführung eines Vorschlags drang ... Nichts von einer Sache, fiel ihm Sokrates in's Wort, die nunmehr ihre zuverlässige Richtigkeit hat. Wir haben hier Dinge zu untersuchen, die noch dem Zweifel unterworfen zu seyn scheinen. Zwar dieses nicht mehr, daß unser Vermögen, zu empfinden und zu denken, in der Lage, Bildung, Ordnung und Harmonie körperlicher Bestandtheile zu suchen seyn sollte; dies haben wir, ohne weder der Allmacht noch

der Weisheit Gottes zu nahe zu treten, als unmöglich verworfen. Aber vielleicht ist dieß denkende Vermögen eine von den Thätigkeiten des Zusammengesetzten, wie die Kraft der Bewegung, der Ausdehnung, des Zusammenhangens u. s. w., die von der Lage und Bildung der Theile wesentlich unterschieden, und dennoch nirgends anders, als im zusammengesetzten, anzutreffen sind? Ist dieses nicht der einzige Ueberrest des Zweifels, den wir bestreiten? mein werther Simmias! — Richtig!

Wir wollen also diesen Fall setzen, fuhr Sokrates fort, und annehmen, unsere Seele sey eine Wirksamkeit des Zusammengesetzten. Wir haben gefunden, daß alle Wirksamkeiten des Zusammengesetzten aus den Kräften der Bestandtheile fließen müssen; werden also, nach unserer Voraussetzung, die Bestandtheile des denkenden Körpers nicht Kräfte haben müssen, aus denen im Zusammengesetzten das Vermögen zu denken, resultirt? — Allerdings! — Aber die Kräfte dieser Bestandtheile, von welcher Natur und Beschaffenheit wollen wir sie annehmen? sollen sie der denkenden Thätigkeit ähnlich oder unähnlich seyn? — Diese Frage begreife ich nicht recht, war Simmias Antwort. — Eine einzelne Sylbe, sprach Sokrates, hat mit der ganzen Rede dieses gemein, daß sie vernehmlich ist; aber die ganze Rede hat einen Verstand, die Sylbe

keinen. — Richtig! — Indem also nur jede Sylbe ein zwar vernehmliches, aber verstandleeres Gefühl erregt, so entspringt aus ihrem Inbegriffe dennoch ein verständiger Sinn, der auf unsere Seele wirkt. Hier entspringt die Wirksamkeit des Ganzen aus den Kräften der Theile, die ihr unähnlich sind. — Dieses läßt sich begreifen. — In Ansehung der Harmonie, Ordnung und Schönheit haben wir ein Gleiches wahrgenommen. Das Wohlgefallen, das sie in der Seele wirken, entspringt aus den Eindrücken der Bestandtheile, deren jeder weder Wohlgefallen noch Mißfallen erregen kann. — Gut! — Abermal ein Beispiel, daß die Thätigkeit des Ganzen aus Kräften der Bestandtheile, die jener unähnlich sind, entspringen könne. — Ich gebe es zu. — Ich weiß nicht, ob ich nicht vielleicht zu weit gehe, mein Freund! aber ich stelle mir vor, alle Thätigkeiten körperlicher Dinge können aus solchen Kräften des Urstoffs entspringen, die ihnen ganz unähnlich sind. Die Farbe z. B. kann vielleicht in solche Eindrücke aufgelöst werden, die nichts Gefärbtes haben, und die Bewegung selbst entspringt vielleicht aus ursprünglichen Kräften, die nichts weniger als Bewegung sind. — Dieses würde einen Beweis erfordern, sprach jener; es ist genug, daß ich durch Beispiele erläutert, was ich unter den Worten verstehe, die Wirksamkeit eines Gan=

zen könne aus Kräften der Bestandtheile, die ihr unähnlich sind, entspringen. Ist dieses nunmehr deutlich? — Vollkommen. — Nach unserer Voraussetzung also würden die Kräfte der Bestandtheile entweder selbst Vorstellungskräfte, und also der Kraft des Ganzen, die aus ihnen entspringen soll, ähnlich oder von einer ganz andern Beschaffenheit, und daher unähnlich seyn. Gibt es ein Drittes? — Unmöglich! — Antworte mir aber auch auf dieses, mein Lieber! Wenn aus einfachen Kräften eine von ihnen verschiedene Kraft im Zusammengesetzten entspringen soll, wo kann diese neu entstandene Kraft anzutreffen seyn? Außer dem denkenden Wesen sind die Kräfte des Ganzen nichts anders, als die einzelnen Kräfte der einfachen Bestandtheile, wie sie sich durch Wirkungen und Gegenwirkungen einander abändern und einschränken. Nun kann durch Wirkung und Gegenwirkung keine Kraft entspringen, die diesen Wirkungs- und Gegenwirkungskräften unähnlich wäre. Wenn wir also etwas Unähnliches in dem Ganzen erhalten wollen, so müssen wir abermal unsere Zuflucht zu dem denkenden Wesen nehmen, das die Kräfte in Verbindung und zusammen genommen sich anders vorstellt, als sie dieselben einzeln und ohne Verbindung denken würde. Ein Beispiel hievon sieht man außer der Harmonie, auch an den Farben.

Bringt zwei verschiedene Farben in einen so kleinen Raum zusammen, daß sie das Auge nicht unterscheiden kann, so werden sie außer uns noch immer getrennt und eine jede für sich bleiben; aber unsere Empfindung wird sich gleichwohl aus denselben eine Dritte zusammen setzen, die mit jenen nichts gemein hat. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit dem Geschmack, und wo ich nicht irre, mit allen unsern Fühlungen und Empfindungen überhaupt. Sie können durch die Zusammensetzung und Verbindung zwar an und für sich nicht anders werden, als sie einzeln sind; wohl aber dem denkenden Wesen, das sie nicht deutlich auseinander setzen kann, anders scheinen, als sie ohne Verbindung scheinen würden. — Dieses kann zugegeben werden, sprach Simmias. — Kann also das denkende Wesen seinen Ursprung in einfachen Kräften haben, die nicht denkend sind? — Unmöglich! Da wir vorhin gesehen, daß das Vermögen, zu denken, in keinem Ganzen, das aus Vielem besteht, seinen Ursprung haben könne. — Ganz recht! erwiederte Sokrates; das Zusammennehmen der einfachen Kräfte, aus welchen eine unähnliche Kraft des Zusammengesetzten entspringen soll, setzet ein denkendes Wesen voraus, dem sie in Verbindung anders erscheinen, als sie sind; daher kann aus diesem Zusammennehmen, aus dieser Verbindung unmöglich das denkende

Wesen entspringen. Wenn also das Empfinden und Denken, mit einem Worte, das Vorstellen, eine Kraft des Zusammengesetzten seyn soll, müssen die Kräfte der Bestandtheile nicht der Kraft des Ganzen ähnlich, und folglich gleichfalls Vorstellungskräfte seyn? — Wie wäre dies anders möglich, da es kein Drittes geben kann? — Und die Theile dieser Bestandtheile, so weit nur immer die Theilbarkeit reichen kann, müssen diese nicht auch dergleichen Vorstellungsthätigkeiten haben? — Unstreitig! da jeder Bestandtheil wieder ein Ganzes ist, das aus kleinern Theilen besteht, und unsere Vernunftschlüsse so lange fortgesetzt werden können, bis wir auf Grundtheile kommen, die einfach sind und nicht aus Vielem bestehen.

Sage mir, lieber Simmias! finden wir nicht in unserer Seele eine fast unendliche Menge von Begriffen, Erkenntnissen, Neigungen, Leidenschaften, die uns unaufhöriich beschäftigen? — Allerdings! — Wo wären diese in den Theilen anzutreffen, entweder zerstreut, einige in diesem, andere in jenem Theil, ohne je wiederholt zu werden; oder es gibt wenigstens einen Einzigen unter ihnen, der alle diese Erkenntnisse, Begierden und Abneigungen, so viel ihrer in unserer Seele anzutreffen, vereinigt und in sich faßt. — Nothwendig eines von beiden, gab Simmias zur

Antwort, und wie mich dünkt, dürfte der erste Fall unmöglich seyn; denn alle Vorstellungen und Neigungen unsers Geistes sind so innig verknüpft und vereinigt, daß sie nothwendig auch irgendwo unzertrennt zugegen seyn müssen. — Du eilst mir mit starken Schritten entgegen, geliebter Simmias! Wir würden weder uns erinnern, noch überlegen, noch vergleichen, noch denken können, ja, wir würden nicht einmal die Person seyn, die wir vor einem Augenblick gewesen, wenn unsere Begriffe vielerwärts vertheilt und nicht irgendwo zusammen in ihrer genauesten Verbindung anzutreffen wären. Wir müssen also wenigstens eine Substanz annehmen, die alle Begriffe der Bestandtheile vereinigt; und diese Substanz, wird sie aus Theilen zusammen gesetzt seyn können? — Unmöglich! sonst brauchen wir wieder ein Zusammennehmen und Gegeneinanderhalten, damit aus den Theilen ein Ganzes werde, und wir kommen dahin zurück, wo wir ausgegangen sind. — Sie wird also einfach seyn? — Nothwendig! — Auch unausgedehnt? denn das Ausgedehnte ist theilbar, und das Theilbare nicht einfach. — Richtig! — Es gibt also in unserm Körper wenigstens eine einzige Substanz, die nicht ausgedehnt, nicht zusammengesetzt, sondern einfach ist, eine Vorstellungskraft hat, und alle unsere Begriffe, Begierden und Meinun-

gen in sich vereinigt. Was hindert uns, diese Substanz Seele zu nennen? — Es ist gleichviel, vortrefflicher Freund! erwiederte Simmias, welchen Namen wir ihr geben; genug, daß mein Entwurf bei ihr nicht statt findet, und alle deine Vernunftschlüsse, die du für die Unvergänglichkeit des denkenden Wesens vorgebracht, nunmehr unumstößlich sind.

Lasset uns noch dieses in Erwägung ziehen, versetzte jener. Wenn viele dergleichen Substanzen in einem menschlichen Körper zusammen wären, ja, wenn wir alle Grundelemente unsers Körpers für Substanzen von dieser Natur halten wollten, würden dadurch meine Vernunftgründe für die Unvergänglichkeit etwas von ihrer Bündigkeit verlieren? oder würde uns eine solche Voraussetzung nicht vielmehr nöthigen, statt eines unvergänglichen Geistes viele zu gestatten, und also mehr einzuräumen, als wir zu unserm Vorhaben verlangten? Denn eine jede von diesen Substanzen würde, wie wir vorhin gesehen, den ganzen Inbegriff aller Vorstellungen, Wünsche und Begierden des ganzen Menschen in sich fassen, und also, was der Umfang der Erkenntniß betrifft, würde ihre Kraft nicht eingeschränkter seyn können, als die Kraft des Ganzen. — Unmöglich eingeschränkter. — Und wie an Deutlichkeit, Wahrheit, Gewißheit

und Leben der Erkenntniß? Setze viele verworrene, mangelhafte und schwankende Begriffe neben einander, wird dadurch ein aufgeklärter, vollständiger und kurzer Begriff hervor gebracht? — Es scheint nicht. — Wo nicht ein Geist hinzu kommt, der sie vergleicht, und durch Nachdenken und Ueberlegen sich eine vollkommnere Erkenntniß aus denselben bildet, so hören sie in Ewigkeit nicht auf, viele verworrene, mangelhafte und schwankende Begriffe zu seyn. — Richtig! — Die Bestandtheile der denkenden Materie würden also Vorstellungen haben müssen, die eben so deutlich, eben so wahr, eben so vollkommen sind, als die Vorstellungen des Ganzen, denn aus weniger deutlichen, weniger wahren u. s. w. läßt sich keine Erkenntniß durch Zusammensetzen herausbringen, die einen größern Grad von jenen Vollkommenheiten haben sollte. — Dieß ist nicht zu leugnen. Heißt aber dieses statt eines vernünftigen Geistes, den wir in jeden menschlichen Körper setzen wollten, ganz ohne Noth eine unzählige Menge derselben annehmen? — Freilich! — Und diese Menge der denkenden Substanzen selbst wird sich wahrscheinlicherweise an Vollkommenheit einander nicht gleich seyn; denn dergleichen unnütze Vervielfältigungen finden in diesem wohlgeordneten Weltall nicht Statt. — Die allerhöchste Vollkommenheit des Schöpfers,

antwortete Simmias, läßt uns dieses mit Zuverlässigkeit schließen. — Also wird eine unter den denkenden Substanzen, die wir in den menschlichen Körper gesetzt, die vollkommenste unter ihnen seyn, und folglich die deutlichsten und aufgeklärtesten Begriffe haben; nicht? — Nothwendiger Weise! — Diese einfache Substanz, die unausgedehnt ist, Vorstellungsvermögen besitzt, die vollkommenste unter den denkenden Substanzen ist, welche in mir wohnen, und die alle Begriffe, deren ich mir bewußt bin, in eben der Deutlichkeit, Wahrheit, Gewißheit u. s. w. in sich faßt, ist dieses nicht meine Seele? — Nicht anders, mein theurer Sokrates!

Nunmehr, mein lieber Simmias! ist es Zeit, einen Blick hinter uns auf den Weg zu werfen, den wir zurückgelegt. Wir haben vorausgesetzt, das Denkvermögen sey eine Eigenschaft des Zusammengesetzten; und, wie wunderbar! aus dieser Voraussetzung selbst bringen wir durch eine Reihe von Vernunftschlüssen, den schnurstracks entgegen gesetzten Satz heraus, daß nämlich das Empfinden und Denken nothwendig Eigenschaften des Einfachen und Nichtzusammengesetzten seyn müssen. Ist dieses nicht ein hinlänglicher Beweis, daß jene Voraussetzung unmöglich, sich selbst widersprechend, und also zu verwerfen sey? — Niemand kann dieses in Zweifel ziehen. —

Ausdehnung und Bewegung, fuhr Sokrates fort, in diese Grundbegriffe läßt sich, wie wir gesehen, Alles auflösen, was dem Zusammengesetzten zukommen kann; die Ausdehnung ist der Stoff, und die Bewegung die Quelle, aus welchen die Veränderungen entspringen. Beide zeigen sich in der Zusammensetzung unter tausend mannichfaltigen Gestalten, und stellen in der körperlichen Natur die unendliche Reihe wundervoller Bildungen dar, vom kleinsten Sonnenstäubchen bis zu jener Herrlichkeit der himmlischen Sphären, die von den Dichtern für den Sitz der Götter gehalten werden. Alle kommen darin überein, daß ihr Stoff Ausdehnung, und ihre Wirksamkeit Bewegung ist. Aber Wahrnehmen, Vergleichen, Schließen, Begehren, Wollen, Lust- und Unlust-Empfindungen, erfordern eine von Ausdehnung und Bewegung ganz verschiedene Beständheit, einen andern Grundstoff, andere Quellen der Veränderung. In einem einfachen Grundwesen muß hier Vieles vorgestellt, das Auseinanderseyende zusammen begriffen, das Mannichfaltige gegen einander gehalten und das Verschiedene in Vergleichung gebracht werden. Was in dem weiten Raum der Körperwelt zerstreut ist, drängt sich hier, ein Ganzes auszumachen, wie in einem Punkt zusammen, und was nicht mehr ist, wird in dem gegenwärtigen Augenblick mit dem, was noch

werden soll, in Vergleichung gebracht. Hier erkenne ich weder Ausdehnung noch Farbe, weder Ruhe noch Bewegung, weder Raum noch Zeit, sondern ein innerlich wirksames Wesen, das Ausdehnung und Farbe, Ruhe und Bewegung, Raum und Zeit sich vorstellt, verbindet, trennt, vergleicht, wählt, und noch tausend anderer Beschaffenheiten fähig ist, die mit Ausdehnung und Bewegung nicht die mindeste Gemeinschaft haben. Lust und Unlust, Begierden und Verabscheuungen, Hoffnungen und Furcht, Glückseligkeit und Elend sind keine Ortveränderungen kleiner Erdstäubchen; Bescheidenheit, Menschenliebe, Wohlwollen, das Entzücken der Freundschaft und das hohe Gefühl der Gottesfurcht sind etwas mehr als die Wallungen des Geblüts und das Schlagen der Pulsadern, von welchen sie begleitet zu werden pflegen. Dinge von so verschiedener Art, geliebter Simmias! von so verschiedenen Eigenschaften können, ohne die äußerste Unachtsamkeit, nicht mit einander verwechselt werden. — Ich bin völlig befriedigt, war Simmias Antwort.

Noch eine kleine Anmerkung, versetzte Jener, bevor ich mich zu dir, mein Cebes, wende. Das Erste, was wir von dem Körper und seinen Eigenschaften wissen, ist es etwas mehr, als die Art und Weise, wie er sich unsern Sinnen darstellet? Etwas deutlicher,

mein lieber Sokrates! — Ausdehnung und Bewegung sind Vorstellungen des denkenden Wesens von dem, was außer ihm wirklich ist; nicht? — Zugegeben! — Wir mögen die zuverlässigsten Gründe haben, versichert zu seyn, daß die Dinge außer uns nicht anders sind, als sie uns ohne Hinderniß erscheinen; geht nicht dessen ungeachtet allezeit die Vorstellung selbst voran und die Versicherung, daß ihr Gegenstand wirklich ist, folgt nachher? — Wie ist es anders möglich, versetzte Simmias, da wir vom Daseyn der Dinge außer uns nicht anders als durch ihre Eindrücke benachrichtigt werden können? — In der Reihe unsrer Erkenntniß geht also allezeit das denkende Wesen voran, und das ausgedehnte Wesen folgt; wir erfahren zuerst, daß Begriffe, und folglich ein begreifendes Wesen wirklich seyen, und von ihnen schließen wir auf das wirkliche Daseyn des Körpers und seine Eigenschaften. Wir können uns von dieser Wahrheit auch dadurch überzeugen, weil der Körper, wie wir vorhin gesehen, ohne Verrichtung des denkenden Wesens kein Ganzes ausmachen, und die Bewegung selbst ohne Zusammenhalten des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen keine Bewegung seyn würde. Wir mögen die Sache also betrachten, von welcher Seite wir wollen, so stößt uns allezeit die Seele mit ih=

ren Verrichtungen zuerst auf, und sodann folgt der Körper mit seinen Veränderungen. Das Begreifende geht allezeit vor dem blos Begreiflichen her. — Dieser Gedanke scheint fruchtbar, meine Freunde! sprach Cebes. — Wir können die ganze Kette von Wesen, fuhr Sokrates fort, vom Unendlichen an bis an das kleinste Stäubchen, in drei Glieder eintheilen. Das erste Glied begreift, kann aber von andern nicht begriffen werden; dieses ist das Einzige, dessen Vollkommenheit alle endlichen Begriffe übersteigt. Die erschaffnen Geister und Seelen machen das zweite Glied; sie begreifen und können von andern begriffen werden. Die Körperwelt ist das letzte Glied, die nur von andern begriffen werden, aber nicht begreifen kann. Die Gegenstände dieses letzten Gliedes sind, sowohl in der Reihe unserer Erkenntniß, als im Daseyn selbst, außer uns, allezeit die hintersten in der Ordnung, indem sie allezeit die Wirklichkeit eines begreifenden Wesens voraus setzen; wollen wir dieses einräumen? — Wir können nicht anders, sprach Simmias, nachdem das vorige Alles hat zugegeben werden müssen. — Und gleichwohl, fuhr Sokrates fort, nimmt die Meinung der Menschen mehrentheils den Rückweg von dieser Ordnung. Das erste, wovon wir versichert zu seyn glauben, ist der Körper und seine Veränderungen; diese bemeistern

sich so sehr aller unsrer Sinne, daß wir eine Zeitlang das materielle Daseyn für das einzige, und alles Uebrige für Eigenschaften desselben halten. — Mich freut es, sprach Simmias, daß du selbst, wie du nicht undeutlich zu verstehen gibst, diesen verkehrten Weg gegangen bist. — Allerdings, mein Lieber, versetzte Sokrates. Die ersten Meinungen aller Sterblichen sind sich einander ähnlich. Dieses ist die Rhede, von welcher sie insgesammt ihre Fahrt antreten. Sie irren, die Wahrheit suchend, auf dem Meere der Meinungen auf und nieder, bis ihnen Vernunft und Nachdenken, die Kinder Jupiters, in die Segel leuchten, und eine glückliche Anlandung verkündigen. Vernunft und Nachdenken führen den Geist von den sinnlichen Eindrücken der Körperwelt zurück in seine Heimath, in das Reich der denkenden Wesen, vorerst zu seines Gleichen, zu erschaffenen Wesen, die, ihrer Endlichkeit halber, auch von andern gedacht und deutlich begriffen werden können. Von diesen erheben sie ihn zu jener Urquelle des Denkenden und Gedenkbaren, zu jenem Alles begreifenden, aber Allen unbegreiflichen Wesen, von dem wir, zu unserm Troste, so viel wissen, daß Alles, was in der Körperwelt und in der Geisterwelt gut, schön und vollkommen ist, von ihm seine Wirklichkeit hat, und durch seine Allmacht erhalten wird. Mehr braucht

es nicht zu unserer Beruhigung, zu unserer Glückseligkeit in diesem und in jenem Leben, als von dieser Wahrheit gerührt und in dem Innersten unsers Herzens ganz durchdrungen zu seyn.

Drittes Gespräch.

P h ä d o n.

Nach einigem Stillschweigen wandte sich Sokrates zum C e b e s und sprach: Seitdem du, mein Lieber, von dem Wesen der Unsterblichen richtigere Begriffe erlangt hast, was dünkt dich von den Fabellehrern, die öfters einen Gott auf die Verdienste eines Sterblichen neidisch, und wider denselben blos aus Mißgunst feindlich gesinnt seyn lassen? — Du weißt es, Sokrates, was wir von dergleichen Lehrern und ihren Erdichtungen zu halten gelernt haben. — Haß und Neid, diese niederträchtigen Leidenschaften, die die menschliche Natur so sehr entehren, müssen der göttlichen Heiligkeit schnurstracks widersprechen. —

Ich bin hievon überzeugt. — Du glaubst also nun zuverlässig und ohne die geringste Bedenklichkeit, daß du, wir und alle unsere Nebenmenschen von jenem allerheiligsten Wesen, das uns hervor gebracht, nicht beneidet, nicht verfolgt, sondern auf das zärtlichste geliebt werden. — Richtig! — In dieser festen Ueberzeugung kann dich niemals die mindeste Furcht anwandeln, daß der Allerhöchste dich zu ewiger Qual berufen, und du seyest schuldig, oder unschuldig, unaufhörlich würde elend seyn lassen? — Niemals, niemals! rief Apollodorus, an den die Frage doch gar nicht gerichtet gewesen; und Cebes begnügte sich, einzustimmen. — Wir wollen diesen Satz, fuhr Sokrates fort, daß uns Gott nicht zum ewigen Elende bestimmt, zum Maßstabe für die Gewißheit unserer Erkenntniß annehmen, so oft von zukünftigen Dingen die Rede ist, die einzig und allein von dem Willen des Allerhöchsten abhangen. Aus der Natur und den Eigenschaften erschaffener Dinge läßt sich in diesem Falle nichts mit Gewißheit schließen; denn aus diesen folgen nur diejenigen Sätze, die an und für sich unveränderlich sind; also von der Erkenntniß des Allerhöchsten, nicht von seinem Gutfinden abhangen. Zu den göttlichen Vollkommenheiten müssen wir uns in dergleichen Untersuchungen wenden und zu erforschen suchen, was mit den-

selben übereinstimmt, und was ihnen widerspricht. Wovon wir überzeugt sind, daß es demselben nicht gemäß sey, das können wir verwerfen und für so unmöglich halten, als wenn es mit der Natur und dem Wesen des untersuchten Dinges selbst stritte.

Eine ähnliche Frage ist die, mein Cebes, die wir auf Veranlassung deines Einwurfs nunmehr zu untersuchen haben. Du räumst es ein, mein Freund, daß die Seele ein einfaches Wesen sey, daß ohne den Körper seine eigene Bestandheit hat. Nicht? — Richtig. — Du gibst ferner zu, daß sie unvergänglich sey? — Hievon bin ich überzeugt. — So weit, fuhr Sokrates fort, haben uns unsere Begriffe von der Natur der Ausdehnung und der Vorstellung geführt, aber nunmehr entstehen Zweifel über das zukünftige Schicksal des menschlichen Geistes, das in soweit einzig und allein von dem Willen und dem Gutfinden des Allerhöchsten abhängt. Wird er den Geist des Menschen in einem wachenden Zustande, des Gegenwärtigen und des Vergangenen wohl bewußt, in Ewigkeit fortdauern lassen, oder hat er denselben bestimmt, mit dem Hintritt seines Körpers in einen, dem Schlaf ähnlichen Zustand zu versinken, und niemals zu erwachen? War es dieses nicht, was dir noch ungewiß schien? — Eben dieses, o Sokrates! — Daß eine gänzliche Beraubung alles klaren

Bewußtseyns, aller Besinnung, wenigstens auf eine kurze Zeit, nicht unmöglich sey, lehren Schlaf, Ohnmacht, Schwindel, Entzükken und tausend andere Erfahrungen. Zwar ist die Seele, in allen Fällen, noch an ihren Körper gefesselt, und muß sich nach der Beschaffenheit des Gehirns richten, das ihr in allen diesen Schwachheiten nichts als unmerkliche, leicht verlöschliche Züge darbeut. Hiervon ist also kein Schluß auf den Zustand unsrer Seele nach ihrer Scheidung von dem Körper zu ziehen, weil alsdann die Gemeinschaft zwischen diesen verschiedenen Wesen aufgehoben wird, der Körper aufhört, das Werkzeug der Seele zu seyn, und die Seele ganz andern Gesetzen folgen muß, als die ihr hienieden vorgeschrieben sind. Indeß ist es genug für unsere Ungewißheit, daß der Mangel des klaren Bewußtseyns, wie etwa im Schlafe, der Natur eines Geistes nicht widerspricht; denn wenn dieses ist, so scheint unsere Furcht nicht ganz ungegründet. Aber wenn wir von diesem fürchterlichen Zweifel befreit zu seyn wünschen, können wir etwas mehr verlangen, als die Vergewisserung, daß unsere Besorgniß den Absichten Gottes zuwiderlaufe, und von demselben eben so wenig, als das ewige Elend seiner Geschöpfe hat beliebt werden können? — Freilich, war Cebes Antwort, wenn wir nicht eine Ueber=

zeugung verlangen, die der Natur der untersuchten Sache zuwider läuft. Als ich dir meine Zweifel vorbrachte, mein theurer Freund, habe ich selbst aus den Absichten des Schöpfers entlehnte Gründe angezeigt, die dein Lehrgebäude höchst wahrscheinlich machen; ich wünsche sie aber aus deinem Munde zu empfangen, und meine Freunde wünschen es mit mir. — Ich versuche es, sprach Sokrates, ob ich euch Genüge leisten kann. Antworte mir, mein Cebes! Wenn du befürchtest, mit dem Tode auf ewig alles wachende Bewußtseyn deiner selbst zu verlieren, besorgst du etwa, daß dieses Schicksal dem gesammten menschlichen Geschlechte, oder nur einem Theil desselben bevorstehe? Werden wir Alle von dem Tode hingerafft, und, in der Sprache der Dichter zu reden, von ihm in die Arme seines ältern Bruders, des ewigen Schlafes, getragen, oder sind einige der Erdbewohner bestimmt, von jener himmlischen Aurora zur Unsterblichkeit aufgeweckt zu werden? Sobald wir einräumen, daß einem Theile des menschlichen Geschlechts die wahre Unsterblichkeit beschieden ist, so zweifelt Cebes wohl nicht einen Augenblick, daß diese Seligkeit den Gerechten, den Freunden der Götter und Menschen vorbehalten sey? — Nein, mein Sokrates, die Götter theilen den ewigen Tod gewiß so ungerecht nicht aus als die Athenien=

ser den zeitlichen. Ich bin überdieß der Meinung, daß in dem weisesten Plane der Schöpfung ähnliche Wesen auch ähnliche Bestimmungen haben, und mithin dem gesammten menschlichen Geschlechte nach diesem Leben ein ähnliches Schicksal bevorstehen müsse. Entweder sie erwachen alle zu einem neuen Bewußtseyn, und alsdann können Anytus und Melitus selbst wohl nicht zweifeln, daß der unterdrückten Unschuld ein besseres Schicksal warte, als ihrer Verfolger; oder sie endigen Alle mit diesem Leben ihre Bestimmung und kehren in den Zustand zurück, aus welchem sie bei der Geburt gezogen worden; ihre Rollen reichen nicht weiter als auf die Bühne dieses Lebens; am Ende treten die Schauspieler ab und werden wieder das, was sie in dem gemeinen Leben sonst gewesen. Ich entsetze mich, mein theuerer Freund, diese Gedanken weiter zu verfolgen, denn ich merke, daß sie mich auf offenbare Ungereimtheiten führen. — Das thut nichts, Cebes, antwortete jener, wir müssen auch für die sorgen, welche nicht so leicht bei einer ungereimten Folge schamroth werden.

Aehnliche Wesen, hast du behauptet, mein Werther, müßten in dem weisesten Plane der Schöpfung ähnliche Bestimmungen haben? — Ja! — Alle erschaffenen Wesen, die denken und wollen, sind einander ähnlich? — Aller-

dings! — Wenn auch dieses richtiger, wahrer, vollkommener denkt, mehr Gegenstände umfassen kann als jenes, so gibt es doch keine Grenzlinie, welche sie in verschiedene Klassen trenne, sondern in unmerklichen Stufen erheben sie sich über einander, und machen ein einziges Geschlecht aus. Nicht? — Dieses muß zugegeben werden — und wenn es über uns noch höhere Geister gibt, die sich einander an unmerklichen Graden der Vollkommenheit übertreffen, und sich dem unendlichen Geiste allmählich nähern, gehören sie nicht Alle, so viel ihrer erschaffen sind, zu einem einzigen Geschlechte? — Richtig? — Wie ihre Eigenschaften nicht wesentlich unterschieden sind, sondern nur dem Grade nach, also in einer stätigen Reihe sich allmählich erheben, so müssen auch ihre Bestimmungen sich im wesentlichen ähnlich, nur in unmerklichen Graden von einander unterschieden seyn. Denn in dem großen Plane der Schöpfung ist Alles nach den Regeln der allervollkommensten Harmonie angeordnet, daher auch die Bestimmungen der Wesen mit ihren Vollkommenheiten und Eigenschaften auf das Genaueste übereinstimmen müssen. Können wir dieses wohl in Zweifel ziehen? — Im geringsten nicht! — O, meine Freunde! die Frage, die wir hier untersuchen, fängt an in dem göttlichen Entwurfe des großen Weltalls von un-

endlicher Wichtigkeit zu werden. Nicht das menschliche Geschlecht allein, die Entscheidung geht das gesammte Reich der denkenden Wesen an. Sind sie zur wahren Unsterblichkeit, zur ewigen Fortdauer ihres Bewußtseyns und deutlichen Selbstgefühls bestimmt, oder hören diese Wohlthaten des Schöpfers nach einem kurzen Genusse wieder auf, und machen einer ewigen Vergessenheit Platz? In dem Rathschlusse des Allerhöchsten muß, wie wir gesehen, die Frage in dieser Allgemeinheit entschieden worden seyn; werden wir nicht, bei unserer Untersuchung, sie auch in diesem allgemeinen Lichte zu betrachten haben? — Wie es scheint. — Aber je allgemeiner der Gegenstand wird, fuhr Sokrates fort, desto ungereimter wird unsere Besorgniß. Alle endlichen Geister haben anerschaffene Fähigkeiten, die sie durch Ueberlegung entwickeln und vollkommner machen. Der Mensch bearbeitet sein angebornes Vermögen, zu empfinden und zu denken, mit einer erstaunenswerthen Geschwindigkiit. Mit jeder Empfindung strömt ihm eine Menge von Erkenntnissen zu, die der menschlichen Zunge unaussprechlich sind; und wenn er die Empfindungen gegen einander hält, wenn er vergleicht, urtheilt, schließt, wählt, verwirft, so vervielfältigt er diese Menge in's Unendliche. Zu gleicher Zeit entfaltet eine unaufhörliche Geschäftigkeit die

ihm angebornen Fähigkeiten des Geistes, und bildet in ihm Witz, Verstand, Vernunft, Erfindungskraft, Empfindung des Schönen und Guten, Großmuth, Menschenliebe, Geselligkeit, und wie die Vollkommenheiten alle heißen, die noch kein Sterblicher auf Erden hat unterlassen können, zu erwerben. Laß es seyn, daß wir manche Menschen dumm, thöricht, gefühllos, niederträchtig und grausam schelten, — vergleichungsweise können diese Benennungen zuweilen Grund haben; aber noch hat kein Dummkopf gelebt, der nicht einige Merkmale des Verstandes von sich gegeben, und noch kein Tyrann, in dessen Busen nicht auch ein einziger Funken von Menschenliebe geglimmt hätte. Wir Alle erwerben dieselben Vollkommenheiten, und der Unterschied besteht nur in dem mehr und weniger; wir erwerben sie alle, sage ich, meine Freunde, denn auch dem Gottlosesten ist es nie gelungen, seiner Bestimmung schnurstracks entgegen zu handeln. Er sträube, er widersetze sich mit der größten Hartnäckigkeit, so wird sein Widerstreben selbst einen angebornen Trieb zum Grunde haben, der ursprünglich gut und blos durch unrechte Anwendung verdorben seyn wird. Diese fehlerhafte Anwendung macht den Menschen unvollkommen und elend; allein die Ausübung des ursprünglich guten Triebes befördert gleichwohl, wider

seinen Dank und Willen, den Endzweck seines Daseyns. Auf solche Weise, meine Freunde, hat noch kein Mensch in dem wohlthätigen Umgange mit seinem Nebenmenschen gelebt, der nicht den Erdboden vollkommner verlassen, als er ihn betreten hat. Mit der gesammten Reihe der denkenden Wesen hat es die nämliche Beschaffenheit; so lange sie mit Selbstgefühl empfinden, denken, wollen, begehren, verabscheuen, so bilden sie die ihnen anerschaffnen Fähigkeiten immer mehr aus; je länger sie geschäftig sind, desto wirksamer werden ihre Kräfte, desto fertiger, schneller, unaufhaltsamer werden ihre Wirkungen, desto fähiger werden sie in der Beschauung des wahren Schönen und Vollkommenen, ihre Seligkeit zu finden. Und wie? meine Freunde! alle diese erworbenen, göttlichen Vollkommenheiten führen dahin, wie leichter Schaum auf dem Wasser, wie ein Pfeil durch die Luft fliegt, und ließen keine Spuren hinter sich, daß sie jemals da gewesen sind? Das kleinste Sonnenstäubchen kann in der Natur der Dinge, ohne wunderthätige Vernichtung, nicht verloren gehen, und diese Herrlichkeiten sollen auf ewig verschwinden? sollen, in Absicht auf die Wesen, von welchen sie besessen worden, ohne Folgen, ohne Nutzen, so anzusehen seyn, als wenn sie ihm nie zugehört

hätten? Was für Begriffe von dem Plane der Schöpfung setzt diese Meinung voraus!

In diesem allerweisesten Plane ist das Gute von unendlichem Nutzen, jede Vollkommenheit von unaufhörlichen Folgen; doch nur die Vollkommenheit der einfachen, sich selbst fühlenden Wesen, denen im eigentlichen Verstande eine wirkliche Vollkommenheit zugeschrieben werden kann; diejenigen hingegen, welche wir in zusammengesetzten Dingen wahrnehmen, ist vergänglich und wandelbar, wie die Dinge selbst, denen sie zukommt. Um dieses deutlicher zu machen, meine Freunde, müssen wir den Unterschied zwischen dem Einfachen und dem Zusammengesetzten abermal in Erwägung ziehen. Ohne Beziehung auf das Einfache, auf denkende Wesen, haben wir gesehen, kann den zusammengesetzten Dingen weder Schönheit, Ordnung, Uebereinstimmung, noch Vollkommenheit zugeschrieben, ja sie können, ohne diese Beziehung, nicht einmal zusammen genommen werden, um Ganze auszumachen. Auch sind sie in dem großen Entwurfe dieses Weltalls nicht um ihrer selbst willen hervorgebracht worden; denn sie sind leblos, und sich ihres Daseyns unbewußt, auch an und für sich keiner Vollkommenheit fähig. Der Endzweck ihres Daseyns ist vielmehr in dem lebenden und empfindenden Theile der Schöpfung zu suchen;

das Leblose dient dem Lebendigen zu Werkzeugen der Empfindungen, und gewährt ihm nicht nur sinnliches Gefühl von mannichfaltigen Dingen, sondern auch Begriffe von Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Mittel, Endzweck, Vollkommenheit, oder wenigstens den Stoff zu allen diesen Begriffen, die sich das denkende Wesen hernach, vermöge seiner innern Thätigkeit, selbst bildet. Im Zusammengesetzten finden wir nichts für sich Bestehendes, nichts, das fortdauere und von einiger Beständigkeit sey, so daß man in dem zweiten Augenblick sagen könne, es sey noch das vorige. Indem ich euch hier ansehe, meine Freunde, so ist nicht nur das Licht der Sonne, das von euerm Antlitze widerstrahlt, in einem beständigen Strome; sondern eure Leiber haben unterdeß in ihrer innern Bildung und Zusammenfügung unendliche Veränderungen gelitten; alle Theile derselben haben aufgehört, die vorigen zu seyn; sie sind in einem steten Wechsel und Flusse von Veränderungen, der sie unablässig mit sich fortreißt. Wie die glückseligen Weisen der vorigen Zeiten schon bemerkt, daß die körperlichen Dinge nicht *sind*, sondern entstehen und vergehen; so ist nichts in denselben von Dauer und Beständheit, sondern Alles folgt einem unaufhaltsamen Strome von Bewegungen, wodurch die zusammengesetzten Dinge ohne Unterlaß

erzeugt und aufgelöst werden. Dieses hat auch Homer darunter verstanden, wenn er den Ocean den Vater und die Tethys die Mutter aller Dinge nennt; er hat damit anzeigen wollen, daß alle Dinge in der sichtbaren Welt durch den steten Wechsel entstehen, und, wie in einem fortströmenden Weltmeer, nicht einen Augenblick an der vorigen Stelle bleiben.

Ist nun das Zusammengesetzte an sich selbst keines Fortdauerns fähig, wie viel weniger wird es seine Vollkommenheit seyn, die ihm, wie wir gesehen, niemals an und für sich selbst, sondern nur in Beziehung auf das Empfindende und Denkende in der Schöpfung zugeschrieben werden kann? Daher sehen wir in der leblosen Schöpfung das Schöne verwelken und aufblühen, das Vollkommene verderben und in einer andern Gestalt wieder zum Vorschein kommen, scheinbare Unordnung und Regelmäßigkeit, Harmonie und Mißstimmung, Angenehmes und Widriges, Gutes und Böses in unendlicher Mannichfaltigkeit mit einander abwechseln, so wie es Gebrauch Nutzen, Bequemlichkeit, Lust und Glückseligkeit der lebendigen Dinge erfordert, um derentwillen jene hervorgebracht worden.

Der lebendige Theil der Schöpfung enthält zwei Klassen: sinnlich empfindende und denkende Naturen. Beide haben dieses gemein, daß sie von fortdauerndem Wesen sind,

eine innere für sich bestehende Vollkommenheit besitzen und genießen können. Wir finden bei allen Thieren, die diesen Erdboden bedecken, daß ihre Empfindungen, ihre Kenntnisse, ihre Begierden, ihre eingepflanzten Naturtriebe auf das wunderbarste mit ihren Bedürfnissen übereinstimmen, und insgesammt auf ihre Erhaltung, Bequemlichkeit und Fortpflanzung, auch zum Theil auf das Wohlseyn ihrer Nachkommen abzielen. Diese Harmonie wohnt ihnen innerlich bei: denn alle diese Fühlungen und Naturtriebe sind Beschaffenheiten des einfachen, unkörperlichen Wesens, das sich in ihnen seiner selbst und anderer Dinge bewußt ist; daher besitzen sie eine wahre Vollkommenheit, die nicht erst in Beziehung auf andere außer ihnen so genannt werden darf, sondern ihre Bestandheit und ihr Fortdauerndes für sich hat. Sind die leblosen Dinge zum Theil ihretwegen da, damit sie Erhaltung, Lust und Bequemlichkeit finden sollen, so sind sie ihrerseits auch fähig, diese Wohlthaten zu genießen, Lust und Unlust, Angenehmes und Widriges, Verlangen und Abscheu, Wohlseyn und Unglückseligkeit zu fühlen, und dadurch innerlich vollkommen oder unvollkommen zu werden. Sind die leblosen Dinge die Mittel gewesen, deren sich der allweiseste Schöpfer bedient; so gehören die Thiere schon mit zu seinen Absichten, denn

um ihretwillen ist ein Theil des Leblosen hervorgebracht worden, und sie besitzen das Vermögen zu genießen, und dadurch in ihrer inneren Natur übereinstimmend und vollkommen zu werden. — Hingegen bemerken wir bei ihnen, so wie wir sie auf dem Erdboden vor uns sehen, keinen beständigen Fortgang zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit. Sie erhalten ohne Unterweisung, ohne Ueberlegung, ohne Uebung, ohne Vorsatz und Wißbegierde, gleichsam unmittelbar aus der Hand des Allmächtigen, diejenigen Gaben, Fertigkeiten und Triebe, die zu ihrer Ernährung und Fortpflanzung nöthig sind. Ein mehreres erwerben sie nicht, und wenn sie Jahrhunderte leben oder sich unendlich vermehren und fortpflanzen. Sie können auch dies Erhaltene weder verbessern noch verschlimmern, auch keinem andern mittheilen; sondern üben es auf die ihnen eingepflanzte Weise aus, so lange es ihren Umständen zuträglich ist, und hernach scheinen sie es wohl selber wieder zu vergessen. Durch menschlichen Unterricht können zwar einige Hausthiere etwas weniges erlernen, und zum Triebe oder zu geringen häuslichen Verrichtungen gewöhnt und gezogen werden; sie zeigen aber durch die Art und Weise, wie sie diesen Unterricht annehmen, zur Genüge, daß ihr Leben hienieden nicht bestimmt sey, ein beständ-

diger Fortschritt zur Vollkommenheit zu seyn; sondern daß ein gewisser Grad der Fähigkeit, den sie erreichen, auch ihr letztes Ziel sey, und daß sie von selbst nie weiter streben, nie höhere Dinge zu beginnen von innen angetrieben werden. Nun ist zwar dieses Stillstehen, diese dumme Zufriedenheit mit dem Erreichten, ohne sich erheben und empor schwingen zu wollen, ein Zeichen, daß sie in dem großen Entwurfe der Schöpfung nicht das letzte Ziel gewesen, sondern als niedrigere Absichten zugleich Mittel abgeben, um Wesen von würdigern und erhabenern Bestimmungen in Erfüllung der Endabsichten Gottes behülflich zu seyn. Allein die Quelle des Lebens und der Empfindungen in ihnen ist doch ein einfaches, für sich bestehendes Wesen, das unter allen Abänderungen, die es in dem Laufe der Dinge leidet, etwas Beständiges und Fortdauerndes hat; daher die Eigenschaften, die es einmal durch das Erlernen oder als ein unmittelbares Geschenk von der Hand des Allgütigen erhalten, ihm eigenthümlich zukommen, durch natürliche Wege nie wieder gänzlich verschwinden, sondern von unaufhörlichen Folgen seyn müssen. Da diese empfindende Seele natürlicher Weise nie aufhört zu seyn, so hört sie auch nie auf, die Absichten Gottes in der Natur zu befördern, und sie wird mit jeder Dauer ihres Daseyns immer tüchtiger

und tüchtiger, ihres Urhebers großen Endzweck in Erfüllung bringen zu helfen. Dieses ist der unendlichen Weisheit gemäß, mit welcher der Plan dieses Weltalls in dem Rathe der Götter ist entworfen worden. Alles ist in unaufhörlicher Arbeit und Bemühung, gewisse Absichten in diesem Plane zu erfüllen; einer jeden wahren Substanz ist eine unabsehbare Folge und Reihe von Verrichtungen vorgeschrieben, die sie nach und nach bewirken muß, und die wirkende Substanz wird allezeit durch die letzte Verrichtung tüchtiger, die nächstfolgende auszuführen. Nach diesen Grundsätzen ist das geistige Wesen, das die Thiere belebt, von unendlicher Dauer, und fährt auch in Ewigkeit fort, die Absichten Gottes in der Reihe und Stufenfolge zu erfüllen, die ihm in dem allgemeinen Plane angewiesen worden. — Ob nun diese thierischen, blos sinnlich empfindenden Naturen mit der Zeit ihre niedrige Stufe verlassen und, von einem Wink des Allmächtigen gelockt, sich in die Sphäre der Geister emporschwingen werden; läßt sich mit keiner Gewißheit ausmachen, wiewohl ich sehr geneigt bin, es zu glauben.

Die vernünftigen Naturen und Geister nehmen in dem großen Weltall, so wie insbesondere der Mensch auf diesem Erdboden, die vornehmste Stelle ein. Diesem Unterherrn der Schöpfung schmückt sich die Na-

tur in ihrer jungfräulichen Schönheit. Ihm dient das Leblose nicht nur zum Nutzen und zur Bequemlichkeit, nicht nur zur Nahrung, Kleidung, Wohnung und zum sichern Aufenthalt, sondern vornehmlich zur Ergötzung und zum Unterricht; und die erhabensten Sphären, die entferntesten Gestirne, die kaum mit dem Auge entdeckt werden können, müssen ihm in dieser Absicht nützlich seyn. Wollt ihr seine Bestimmung hienieden wissen, so sehet nur, was er hienieden verrichtet. Er bringt auf diesen Schauplatz weder Fertigkeit, noch Naturtrieb, noch angebornes Geschick, weder Wehr noch Schutz mit; und erscheint bei seinem ersten Auftritte dürftiger und hülfloser, als das unvernünftige Thier. Aber die Bestrebung und die Fähigkeit, sich vollkommener zu machen, diese erhabensten Geschenke, deren eine rechtschaffene Natur fähig ist, ersetzen vielfältig den Abgang jener viehischen Triebe und Fertigkeiten, die keine Verbesserung, keinen höhern Grad der Vollkommenheit je annehmen können. Kaum genießt er das Licht der Sonne, so arbeitet schon die gesammte Natur, ihn vollkommner zu machen; dieses schärft seine Sinne, seine Einbildungskraft und sein Erinnerungsvermögen; jenes übt seine edleren Erkenntnißkräfte, bearbeitet seinen Verstand, seine Vernunft, seinen Witz, seinen Scharfsinn. Das Schöne in der Na-

tur bildet seinen Geschmack und verfeinert seine Empfindung; das Erhabene erregt seine Bewunderung und erhebt seine Begriffe gleichsam über die Sphäre dieser Vergänglichkeit hinweg. Ordnung, Uebereinstimmung und Ebenmaß dienen ihm nicht nur zum vernünftigen Ergötzen, sondern beschäftigen seine Gemüthskräfte alle in gehöriger und ihrer Vollkommenheit zuträglicher Harmonie. Bald tritt er mit seines Gleichen in Gesellschaft, um sich wechselsweise die Mittel zur Glückseligkeit zu erleichtern; und siehe! es zeigen und bilden sich an ihm in dieser Gesellschaft, höhere Vollkommenheiten, die bisher wie in einer Knospe eingewickelt gewesen. Er erlangt Pflichten, Rechte, Befugnisse und Obliegenheiten, die ihn in die Klasse moralischer Naturen erheben; es entstehen Begriffe von Gerechtigkeit, Billigkeit, Ehre, Ansehen, Nachruhm. Der eingeschränkte Trieb der Familienliebe wird in Liebe zum Vaterlande, zum ganzen menschlichen Geschlecht erweitert, und aus dem angebornen Keime des Mitleids entsprossen Wohlwollen, Mildthätigkeit und Großmuth. — Nach und nach bringt der Umgang, die Geselligkeit, das Gespräch, die Aufmunterung alle sittliche Tugenden zur Reife: sie entzünden das Herz zur Freundschaft, die Brust zur Tapferkeit und den Geist zur Wahrheitsliebe; bereiten einen Wetteifer von Dienst

und Gegendienst, Liebe und Gegenliebe, eine Abwechselung von Ernst und Scherz, Tiefsinn und Munterkeit über das menschliche Leben aus, die alle einsamen und ungeselligen Wollüste an Süßigkeit übertreffen, weshalb auch der Besitz aller Güter dieser Erde, der feurigsten Wollüste uns nicht behagt, wenn wir sie in der Einsamkeit besitzen und genießen sollen; ja, die erhabensten und prächtigsten Gegenstände der Natur ergötzen das gesellige Thier, den Menschen, nicht so sehr als ein Anblick seines Mitmenschen.

Erlangt nun dieses vernünftige Geschöpf erst wahre Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften, o! welch ein kühner Schritt zu einer höhern Vollkommenheit! Aus der Gemeinschaft mit dem Nebengeschöpfe tritt er in eine Gemeinschaft mit dem Schöpfer: erkennt das Verhältniß, in welchem er das ganze menschliche Geschlecht, alles Lebendige und alles Leblose mit diesem Urheber und Erhalter des Ganzen stehen; die große Ordnung von Ursachen und Wirkungen in der Natur wird ihm nunmehr auch zu einer Ordnung von Mitteln und Absichten. Was er bisher auf Erden genossen, ward ihm wie aus den Wolken zugeworfen; nunmehr zertheilen sich diese Wolken, und er sieht den freundlichen Geber, der ihm alle diese Wohlthaten hat zufließen lassen. Was er an Leib und an Ge-

müth für Eigenschaften, Gaben und Geschicklichkeiten besitzt, erkennt er als Geschenke dieses gütigen Vaters; alle Schönheit, alle Harmonie, alles Gute, alle Weisheit, Vorsicht, Mittel und Endzwecke, die er bisher in der sichtbaren und unsichtbaren Welt erkannt hat, betrachtet er als Gedanken des Allweisesten, die ihm dieser in dem Buche der Schöpfung zu lesen gegeben, um ihn zur höheren Vollkommenheit zu erziehen. Diesem liebreichen Vater und Erzieher, diesem gnädigen Regenten der Welt heiligt er zugleich alle Tugenden seines Herzens; und sie gewinnen in seinen Augen einen göttlichen Glanz, da er weiß, daß er durch sie, und nur durch sie dem Allgütigen wohlgefallen kann. Die Tugend allein führt zur Glückseligkeit, und wir können dem Schöpfer nicht anders wohlgefallen, als wenn wir nach unsrer wahren Glückseligkeit streben. — Welch eine Höhe hat der Mensch in dieser Verfassung auf Erden erreicht! Betrachtet ihn, meine Freunde, den wohlgesinnten Bürger im Staate Gottes, wie alle seine Gedanken, Wünsche, Neigungen und Leidenschaften unter sich harmoniren; wie sie alle zum wahren Wohlseyn des Geschöpfes und zur Verherrlichung des Schöpfers abzielen! O wenn die Welt nur ein einziges Geschöpf von dieser Vollkommenheit aufzuweisen hätte; wollten wir anstehn, in diesem Nach-

ahmer der Gottheit, in diesem Gegenstande des göttlichen Wohlgefallens den letzten Endzweck der Schöpfung zu suchen?

Zwar treffen alle Züge dieses Gemäldes nicht den Menschen überhaupt, sondern nur wenige Edle, die eine Zierde des menschlichen Geschlechts sind; allein dieß mag allenfalls die Grenzlinie seyn zwischen Menschen und höheren Geistern. Genug, daß sie alle zu derselben Klasse gehören und ihr Unterschied nur in dem Mehr und Weniger besteht. Vom unwissendsten Menschen bis zum vollkommensten unter den erschaffenen Geistern haben alle die, der Weisheit Gottes so anständige und ihren eigenen Kräften und Fähigkeiten so angemessene Bestimmung, sich und andre vollkommner zu machen. Dieser Pfad ist ihnen vorgezeichnet, und der verkehrteste Wille kann Niemanden ganz davon abführen. Alles, was lebt und denkt, kann nicht unterlassen, seine Erkenntniß und seine Begehrungskräfte zu üben, auszubilden, in Fertigkeiten zu verwandeln; mithin mehr oder weniger, mit stärkern oder schwächern Schritten sich der Vollkommenheit zu nähern. — Und dieses Ziel, wann wird es erreicht? Wie es scheint, niemals so völlig, daß der Weg zu einem fernen Fortgange versperrt seyn sollte, denn erschaffene Naturen können niemals eine Vollkommenheit erreichen, über welche sich nichts gedenken

ließe. Je höher sie klimmen, desto mehr ungesehene Fernen entwölken sich ihren Augen, die ihre Schritte anspornen. Das Ziel dieses Bestrebens besteht, wie das Leben der Zeit in der Fortschreitung. Durch die Nachahmung Gottes kann man sich allmählig seinen Vollkommenheiten nähern und in dieser Näherung besteht die Glückseligkeit der Geister; aber der Weg zu derselben ist unendlich, kann in Ewigkeit nicht ganz zurückgelegt werden. Daher kennt das Fortstreben in dem menschlichen Leben keine Grenzen. Eine jede menschliche Begierde zielt an und für sich schon in die Unendlichkeit hinaus. Unsere Wißbegierde ist unersättlich, unser Ehrgeiz unersättlich, ja der niedrige Geldgeiz selbst quält und beunruhigt, ohne jemals eine volle Befriedigung zu gestatten. Die Empfindung der Schönheit sucht das Unendliche; das Erhabene reizt uns blos durch das Unergründliche, das ihm anhängt; die Wollust ekelt uns, sobald sie die Grenzen der Sättigung berühret. Wo wir Schranken sehen, die nicht zu übersteigen sind, da fühlt sich unsre Einbildungskraft wie in Fesseln geschmiedet, und die Himmel scheinen unser Daseyn in gar zu enge Räume einzuschließen, daher wir unsrer Einbildungskraft so gern den freien Lauf lassen, und die Grenzen des Raums in's Unendliche hinaus setzen. Dieses endlose Bestreben, das sein Ziel im-

mer weiter hinaussteckt, ist dem Wesen, den Eigenschaften und der Bestimmung der Geister angemessen, und die wundervollen Werke des Unendlichen enthalten Stoff und Nahrung genug, dieses Bestreben in Ewigkeit zu unterhalten; je mehr wir in ihre Geheimnisse eindringen, desto weitere Aussichten thun sie unsern gierigen Blicken auf; je mehr wir ergründen, desto mehr finden wir zu erforschen; je mehr wir genießen, desto unerschöpflicher ist die Quelle.

Wir können also, fuhr Sokrates fort, mit gutem Grunde annehmen, dieses Fortstreben zur Vollkommenheit, dieses Zunehmen, dieser Wachsthum an innerer Vortrefflichkeit sey die Bestimmung vernünftiger Wesen, mithin auch der höchste Endzweck der Schöpfung. Wir können sagen, dieses unermeßliche Weltgebäude sey hervorgebracht worden, damit es vernünftige Wesen gebe, die von Stufe zu Stufe fortschreiten, an Vollkommenheit allmählig zunehmen, und in dieser Zunahme ihre Glückseligkeit finden mögen. Daß diese nun sämmtlich mitten auf dem Wege stille stehn, nicht nur stille stehn, sondern auf einmal in den Abgrund zurückgestoßen werden, und alle Früchte ihres Bemühens verlieren; dieses kann das allerhöchste Wesen unmöglich beliebt, und in den Plan des Weltalls gebracht haben, der ihm vor allen wohlgefallen

hat. Als einfache Wesen sind sie unvergänglich; als für sich bestehende Naturen sind auch ihre Vollkommenheiten fortdauernd und von unendlichen Folgen; als vernünftige Wesen streben sie nach einem unaufhörlichen Wachsthum und Fortgang in der Vollkommenheit; die Natur bietet ihnen zu diesem endlosen Fortgange hinlänglichen Stoff dar; und als letzter Endzweck der Schöpfung können sie keiner andern Absicht nachgesetzt, und deswegen im Fortgange oder Besitze ihrer Vollkommenheiten vorsätzlich gestört werden. Ist's der Weisheit anständig, eine Welt deswegen hervorzubringen, damit die Geister, die sie hineingesetzt, ihre Wunder betrachten und glückselig seyn mögen; und einen Augenblick darauf diesen Geistern selbst die Fähigkeit zur Betrachtung und Glückseligkeit auf ewig zu entziehen? Ist's der Weisheit anständig, ein Schattenwerk der Glückseligkeit, das immer kömmt, und immer vergeht, zum letzten Ziel ihrer Wunderthaten zu machen? O nein! meine Freunde! Nicht umsonst hat uns die Vorsehung ein Verlangen nach ewiger Glückseligkeit eingegeben; es kann und wird befriedigt werden. Das Ziel der Schöpfung dauert so lange als die Schöpfung; die Bewunderer göttlicher Vollkommenheiten so lange als das Werk, in welchem diese Vollkommenheiten sichtbar sind. So wie wir hienieden dem Ne=

genten der Welt dienen, indem wir unsere Fähigkeiten entwickeln, so werden wir auch in jenem Leben unter seiner göttlichen Obhut fortfahren, uns in Tugend und Weisheit zu üben, uns unaufhörlich vollkommener und tüchtiger machen, die Reihe der göttlichen Absichten zu erfüllen, die sich von uns hin in das Unendliche erstreckt. Irgendwo auf diesem Wege stille stehn, streitet offenbar mit der göttlichen Weisheit, Güte oder Allmacht; es hat so wenig, als das allerhöchste Elend unschuldiger Geschöpfe von dem vollkommensten Wesen bei dem Entwurfe des Weltplans beliebt werden können.

Wie beklagenswerth ist das Schicksal eines Sterblichen, der sich durch unglückliche Sophistereien um die tröstliche Erwartung einer Zukunft gebracht hat! Er muß über seinen Zustand nicht nachdenken, muß wie in einer Betäubung dahin leben oder verzweifeln. Was ist der menschlichen Seele schrecklicher als die Vernichtung? und was elender, als ein Mensch, der sie mit starken Schritten auf sich zukommen sieht und in der trostlosen Furcht, mit der er sie erwartet, sie schon vorher zu empfinden glaubt? Im Glücke schleicht sich der entsetzliche Gedanke vom Nichtseyn zwischen die wollüstigen Vorstellungen wie eine Schlange zwischen Blumen und vergiftet den Genuß des Lebens; und im Unglück schlägt er den

Menschen ganz hoffnungslos zu Boden, indem er ihm den einzigen Trost verkümmert, der das Elend versüßen kann: die Hoffnung einer bessern Zukunft. Ja, der Begriff einer bevorstehenden Vernichtung streitet so sehr wider die Natur der menschlichen Seele, daß wir ihn mit seinen nächsten Folgen nicht zusammen reimen können, und, wohin wir uns wenden, auf tausend Ungereimtheiten und Widersprüche stoßen. Was ist dieses Leben mit allen seinen Mühseligkeiten, besonders wenn die angenehmen Augenblicke desselben von der Angst vor unvermeidlicher Vernichtung vergällt werden? was ist die Dauer von gestern und heute, die morgen nicht mehr seyn wird? Eine höchst verächtliche Kleinigkeit, die uns die Mühe, Arbeit, Sorgen und Beschwerlichkeiten, mit welchen sie erhalten wird, sehr schlecht belohnt. Und gleichwohl ist dem, der nichts Besseres zu hoffen hat, diese Kleinigkeit Alles. Seiner Lehre zufolge müßte ihm das gegenwärtige Daseyn das höchste Gut seyn, dem nichts in der Welt die Wage halten kann; müßte das schmerzlichste, das gequälteste Leben dem Tode, als der völligen Vernichtung seines Wesens, unendlich vorzuziehen seyn; seine Liebe zum Leben müßte schlechterdings von nichts überwunden werden können. Welcher Beweggrund, welche Betrachtung würde mächtig genug seyn, ihn in

die geringste Lebensgefahr zu führen? Ehre und Nachruhm? Diese Schatten verschwinden, wenn von wirklichen Gütern die Rede ist, die mit ihnen in Vergleichung kommen sollen. Es betrifft das Wohl seiner Kinder, seiner Freunde, seines Vaterlandes? Und wenn es das Wohl des ganzen menschlichen Geschlechts beträfe! Ihm ist der armselige Genuß weniger Augenblicke Alles, dessen er sich zu getrösten hat, und daher von unendlicher Wichtigkeit; wie kann er es in die Schanze schlagen? Was er wagt, ist mit dem, was er zu erhalten hofft, gar nicht in Vergleichung zu bringen; denn nach den Gedanken dieser Sophisten ist das Leben in Vergleich mit allen andern Gütern unendlich groß.

Hat es aber keine Heldengeister gegeben, die, ohne von ihrer Unsterblichkeit überführt zu seyn, für die Rechte der Menschheit, für Freiheit, Tugend und Wahrheit ihr Leben hingegeben? O ja! und auch solche, die es um weit minder löblicher Ursachen willen auf das Spiel gesetzt. Aber gewiß hat das Herz, nicht der Verstand, sie dahin gebracht. Sie haben, ohne es zu wissen, durch diese That ihre eigenen Grundsätze verläugnet. Wer ein künftiges Leben hofft und das Ziel seines Daseyns in die Fortschreitung zur Vollkommenheit setzt, der kann zu sich selber sagen:

Siehe, du bist hieher gesendet worden, durch Beförderung des Guten dich selbst vollkommener zu machen. Du darfst also das Gute, wenn es nicht anders erhalten werden kann, selbst auf Kosten deines Lebens befördern. Drohet Tyrannei deinem Vaterlande den Untergang, ist die Gerechtigkeit in Gefahr unterdrückt, die Tugend gekränkt, und Religion und Wahrheit verfolgt zu werden, so mache von deinem Leben den Gebrauch, zu welchem es dir verliehen worden: stirb, um dem menschlichen Geschlecht diese theuren Mittel zur Glückseligkeit zu erhalten! Das Verdienst, mit so vieler Selbstverläugnung das Gute befördert zu haben, gibt deinem Wesen einen unvergleichlichen Werth, der zugleich von unendlicher Dauer seyn wird. Sobald mir der Tod das gewährt, was das Leben nicht gewähren kann, so ist es mir Pflicht und Beruf, meiner Bestimmung gemäß zu sterben. Nur alsdann läßt sich der Werth dieses Lebens angeben und mit andern Gütern in Vergleichung bringen, wenn wir es als ein Mittel zur Glückseligkeit betrachten. Sobald wir aber mit dem Leben auch unser Daseyn verlieren, so hört es auf, ein bloßes Mittel zu seyn, es wird der Endzweck, das letzte Ziel unserer Wünsche, das höchste Gut, wonach wir streben können, das um sein Selbst willen gesucht, geliebt und verlangt wird; und kein Gut in

der Welt kann mit ihm in Vergleichung kommen, viel weniger ihm vorgezogen werden, denn es übertrifft alle andere Betrachtungen an Wichtigkeit.

Ich kann daher unmöglich glauben, daß ein Mensch, dem mit diesem Leben Alles aus ist, sich nach seinen Grundsätzen dem Wohl des Vaterlandes oder des ganzen menschlichen Geschlechts aufopfern könne. Ich bin vielmehr der Meinnng, daß, so oft z. B. die Erhaltung des Vaterlandes unumgänglich erfordert, daß ein Bürger das Leben verliere, oder auch nur in Gefahr komme es zu verlieren, nach dieser Voraussetzung ein Krieg zwischen dem Vaterlande und diesem Bürger entstehen muß, und, was das seltsamste ist, ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht ist. Denn hat das Vaterland nicht ein Recht, von jedem Bürger zu verlangen, daß er sich dem Wohl des ganzen aufopfere? wer wird dieses leugnen? Allein auch dieser Bürger hat das gerade entgegengesetzte Recht, sobald das Leben sein höchstes Gut ist. Er kann, er darf, ja, er muß diesen Grundsätzen nach den Untergang seines Vaterlandes suchen, um sein allertheuerstes Leben einige Tage zu verlängern. Jedem moralischen Wesen kömmt nach dieser Voraussetzung ein entschiedenes Recht zu, den Untergang der ganzen Welt zu verursachen, wenn es sein Leben, das heißt sein

Daseyn nur fristen kann. Eben dasselbe Recht haben alle seine Nebenwesen. Welch ein allgemeiner Aufstand, welche Zerrüttung, welche Verwirrung in der sittlichen Welt! Ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht ist; ein allgemeiner Krieg aller moralischen Wesen, wo jedes in Wahrheit das Recht auf seiner Seite hat; ein Streit, der an und für sich selbst auch von dem allergerechtesten Richter der Welt nicht nach Recht und Billigkeit entschieden werden kann; was kann ungereimter seyn?

Wenn alle Meinungen, worüber die Menschen jemal gestritten und in Zweifel gewesen, vor den Thron der Wahrheit gebracht werden sollten; was dünkt euch, meine Freunde, würde diese Gottheit nicht alsofort entscheiden und unwiderruflich festsetzen können, welcher Satz wahr, und welcher irrig sey? Ganz unstreitig! denn in dem Reiche der Wahrheit gibt es keinen Zweifel, keinen Schein, kein Dünken und Meinen, sondern Alles ist entschieden wahr oder entschieden irrig und falsch. Jedermann wird mir auch dieses einräumen, daß eine Lehre, die nicht bestehen kann, wenn wir nicht in dem Reiche der Wahrheiten selbst Widersprüche, unauflösliche Zweifel oder nicht zu entscheidende Ungewißheiten annehmen, nothwendig falsch seyn müsse, denn in diesem Reiche herrscht die allervollkommenste Har-

monie, die durch nichts unterbrochen oder gestört werden kann. Nun hat es mit der Gerechtigkeit die nämliche Beschaffenheit; vor ihrem Throne werden alle Zwiste und Streitigkeiten über Recht und Unrecht durch ewige und unveränderliche Regeln entschieden. Da ist kein Rechtsfall streitig und ungewiß, da sind keine Gerechtsame zweifelhaft, da finden sich niemals zwei moralische Wesen, die auf eine und eben dieselbe Sache ein gleiches Recht hätten. Alle diese Schwachheiten sind ein Erbtheil des kurzsichtigen Menschen, der die Gründe und Gegengründe nicht gehörig einsieht, oder nicht gegen einander abwägen kann; in dem Verstande des allerhöchsten Geistes stehen alle Pflichten und Rechte moralischer Wesen, so wie alle Wahrheiten in der vollkommensten Harmonie. Aller Streit der Obliegenheiten, alle Kollision der Pflichten, die ein eingeschränktes Wesen in Zweifel und Ungewißheit setzen können, finden hier ihre unwiderrufliche Entscheidung; und ein gleiches Recht und Gegenrecht ist in den Augen Gottes nicht weniger ungereimt, als ein Satz und Gegensatz, Seyn und Nichtseyn, welche beide in eben der Zeit einem Gegenstande zukommen sollen. Was sollen wir also zu einer Meinung sagen, die uns durch die bündigsten Forderungen auf so übel zusammenhängende und unstatthafte Begriffe führt? Kann

sie vor dem Throne der Wahrheit genehmigt werden?

Mein Freund Kriton war vor einigen Tagen nicht geneigt, mir einzuräumen, daß ich es der Republik und den Gesetzen schuldig sey, mich der Strafe zu unterwerfen, die mir auferlegt worden. Wenn mir seine Denkart nicht ganz unbekannt ist, so schien er nur deswegen Bedenken zu tragen, weil er das Urtheil, welches über mich ausgesprochen worden, für ungerecht hielt. Wenn er wüßte, daß ich mich wirklich der Verbrechen schuldig gemacht, die wider mich eingeklagt worden sind; so würde er nicht zweifeln, daß der Staat berechtigt sey, mich am Leben zu strafen, und daß mir obliege, diese Strafe zu leiden. Dem Rechte zu thun, entspricht allezeit eine Verbindlichkeit zu leiden. Hat der Staat, wie jede andere sittliche Person, ein Recht, denjenigen zu strafen, der ihn beleidigt*), und wenn es leichtere Strafen nicht thun, ihn

*) Das Recht der Ahndung oder eine Beleidigung durch Zufügung physischer Uebel zu vergelten, findet auch im Stande der Natur Statt, und gründet sich nicht, wie einige Weltweise behaupten, auf den gesellschaftlichen Vertrag, ist auch von

sogar am Leben zu strafen, so muß der Beleidiger auch nach der Strenge der Gerechtig-

---

dem eingeführten Eigenthumsrechte unabhängig. Der Mensch ist auch im Stande der Natur verbunden, für seine Erhaltung, Gesundheit und Vollkommenheit zu sorgen, und hat ein Recht, sich der erlaubten Mittel hiezu zu bedienen. Mithin darf er auch Andere abhalten, daß sie ihm in unschuldiger Ausübung dieses Rechts nicht hinderlich seyen. Er hat also ein vollkommenes Recht, von jedem Andern zu fordern, daß er ihn nicht beleidige, und endlich zu Abhaltung fernerer Beleidigung sich der Ahndung oder Strafe zu bedienen. Die Grade der Strafen richten sich nach Maßgebung der Beleidigung, und vornehmlich nach der Wahrscheinlichkeit, daß sie hinreichen werden, gegen künftiges Unrecht zu schützen. Daher auch Todesstrafen Rechtens sind, wenn geringere Strafen nicht hinreichen wollen. Wer mir im Stande der ungeselligen Natur meine Hütte niederreißt, mein Wasser trübt oder mir gar einen Stein nachwirft, um mich zu beschädigen, den kann ich mit Recht strafen, obgleich kein Eigenthumsrecht noch eingeführt, kein gesellschaftlicher Vertrag zwischen uns geschlossen ist. Es wird auch Niemand in Abrede seyn, daß jeder Staat das Recht habe, einen Auswärtigen, der ihn beleidigt, zu bestrafen, ob derselbe gleich in keinem gesellschaftlichen Vertrage mit diesem Staate steht. Ja, die Staaten unter sich räumen sich einander ein Recht zu strafen ein, ob sie gleich sehr oft noch im Stande der Natur unter sich leben.

keit verbunden seyn, diese Strafe zu dulden. Ohne diese leidende Verbindlichkeit wäre jenes Recht ein leerer Ton, Worte ohne Sinn und Bedeutung. So wenig es in der physischen Welt ein Wirken ohne ein Leiden gibt, eben so wenig kann in der sittlichen Welt ein Recht auf eine Person, ohne eine Verbindlichkeit von Seiten dieser Person gedacht werden *). Ich zweifle nicht, meine Freunde, daß Kriton und ihr alle hierin mit mir einstimmt. Aber so könnten wir nicht denken, wenn das Leben uns Alles wäre. Dieser irrigen Mei-

*) Das Gesetz des Stärkern kann in dem Reiche der Wahrheit keinen Rechtsfall entscheiden. Gewalt und Recht sind Begriffe von so verschiedener Natur, daß die Gewalt so wenig ein Recht, als das Recht eine Gewalt erzeugen kann. Ein Recht auf der einen ohne Obliegenheit auf der andern Seite müßte durch die Gewalt entschieden werden, und dieses ist ungereimt. Wenn Eltern das vollkommene Recht haben, von ihren Kindern Gehorsam zu fordern, so müssen diese auf ihrer Seite verbunden seyn, Gehorsam zu leisten. Sind die Kinder berechtigt, so lange sie sich nicht selbst pflegen können, ihre Verpflegung von den Eltern zu fordern, so muß den Eltern obliegen dafür zu sorgen. Dem unvollkommenen Rechte entspringt von der anderen Seite eine unvollkommene Verbindlichkeit. Wer in den Anfangsgründen des Naturrechts kein Fremdling ist, kann an diesen Sätzen unmöglich zweifeln.

nung zufolge käme dem abscheulichsten Verbrecher nicht die Obliegenheit zu, die wohlverdiente Strafe zu leiden; sondern, wenn er bei dem Staat sein Leben verwirkt hat, so wäre er befugt, das Vaterland, das seinen Untergang will, zu Grunde zu richten. Das Geschehene ist nicht mehr zu ändern; das Leben ist sein höchstes Gut: wie kann er ihm das Wohl des Staates vorziehen? Wie kann ihm die Natur eine Pflicht vorschreiben, die nicht auf sein höchstes Gut abzielt? Wie kann er verbunden seyn, etwas zu thun oder zu leiden, das mit seiner ganzen Glückseligkeit streitet *)? Es wird also ihm nicht unerlaubt seyn, ja sogar obliegen, den Staat durch Feuer und Schwert zu verwirren, wenn er sein Leben dadurch retten kann. — Wodurch aber hätte der Bösewicht diese Befugniß erlangt? Bevor er das zu bestrafende Verbrechen begangen, war er als Mensch verbunden, das Wohl der Menschen, und als Bürger, das Wohl seiner Mitbürger zu befördern.

---

*) Alle Pflichten, die die Natur dem Menschen vorschreibt, müssen das höchste Gut zum Ziele haben. Ist unser höchstes Gut die Glückseligkeit, so kann die Pflicht befehlen, das Leben der Glückseligkeit nachzusetzen. Ist aber das Leben selbst das höchste Gut, so kann es keine Pflicht geben, das Leben selbst zu verlieren.

Was kann ihn nunmehr von dieser Verbindlichkeit befreit, und dagegen ihm das entgegengesetzte Recht gegeben haben, Alles neben sich zu vernichten? Was hat diese Veränderung in seinen Pflichten verursacht? Wer untersteht sich zu antworten: das begangene Verbrechen selbst.

Eine andere unglückselige Folge von dieser Meinung ist, daß ihre Anhänger auch endlich genöthigt sind, die Vorsehung Gottes zu leugnen. Da nach ihren Gedanken das Leben der Menschen zwischen die engen Grenzen von Geburt und Tod eingeschränkt ist, so können sie den Lauf desselben mit ihren Augen verfolgen und ganz übersehen. Sie haben also Kenntniß der Sache genug, die Wege der Vorsehung, wenn es eine gibt, zu beurtheilen. Nun bemerken sie in den Begebenheiten dieser Welt Vieles, das offenbar mit dem Begriffe, den wir uns von den Eigenschaften Gottes machen müssen, nicht überein kömmt. Manches widerspricht seiner Güte, Manches seiner Gerechtigkeit, und bisweilen sollte man glauben, das Schicksal der Menschen sei von einer Ursache angeordnet worden, die am Bösen Vergnügen gefunden. In dem physischen Theile des Menschen entdecken sie lauter Ordnung, Schönheit und Harmonie, die allerweisesten Absichten und die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen Mittel und Endzweck; lauter sichtbare

Beweise der göttlichen Weisheit und Güte. Aber in dem gesellschaftlichen und sittlichen Leben der Menschen, so viel wir hier davon übersehen können, sind die Spuren dieser göttlichen Eigenschaften ganz unkenntlich triumphirende Laster, gekrönte Uebelthaten, verfolgte Unschuld, unterdrückte Tugend sind wenigstens nicht selten; die Unschuldigen und Gerechten leiden nicht seltener, als die Uebelthäter; Meuterei gelingt so oft, als die weiseste Gesetzgebung, und ein ungerechter Krieg so gut, als die Vertilgung der Ungeheuer, oder jede andere wohlthätige Unternehmung, die zum Besten des menschlichen Geschlechts gereicht; Glück und Unglück trifft Gute und Böse, ohne merklichen Unterschied, müssen also in den Augen dieser Sophisten wenigstens ganz ohne Absicht auf Tugend und Verdienst unter die Menschen vertheilt zu seyn scheinen. — Wenn sich ein weises, gütiges und gerechtes Wesen um das Schicksal der Menschen bekümmerte, und es nach seinem Wohlgefallen ordnete, würde nicht in der sittlichen Welt eben die weise Ordnung herrschen, die wir in der physischen bewundern?

Zwar dürfte mancher sagen: »Diese Klagen rühren blos von unzufriedenen Gemüthern her, denen es weder Götter noch Menschen jemals recht machen können. Erfüllet ihnen alle ihre Wünsche, setzet sie auf den Gipfel

der Glückseligkeit; sie finden in den düstern Winkeln ihres Herzens noch allemal Eigensinn und üble Laune genug, sich über ihre Wohlthäter selbst zu beklagen. In den Augen eines mäßigen und genügsamen Menschen sind die Güter dieser Welt so ungleich nicht ausgetheilt, als man glaubt. Die Tugend hat mehrentheils eine innere Selbstberuhigung zur Gefährtin, welche eine süßere Belohnung für sie ist, als Glück, Ehre und Reichthum. Die unterliegende Unschuld würde sich vielleicht selten an die Stelle des Wüthrichs wünschen, der ihr den Fuß auf den Nakken setzt; sie würde das in die Augen fallende Glück nur allzu theuer durch innere Unruhen erkaufen müssen. Ueberhaupt, wer mehr auf die Empfindungen der Menschen Acht gibt, als auf ihre Urtheile, der wird ihren Zustand lange so beklagenswerth nicht finden, als sie ihn in ihren gemeinen Reden und Unterhaltungen machen." — So dürfte Mancher vorgeben, um die Wege einer weisen Vorsehung in der Natur zu retten. Allein, alle diese Gründe haben nur alsdann ein Gewicht, wenn mit diesem Leben nicht Alles für uns aus ist, wenn sich die Hoffnungen vor uns hin in's Unendliche erstrecken. In diesem Falle kann es, ja es muß für unsere Glückseligkeit weit wichtiger seyn, wenn wir hienieden mit dem Unglück ringen, wenn wir Geduld, Stand-

haftigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen lernen und üben, als wenn wir uns im Glück und Ueberfluß vergessen. Wenn ich auch das Leben unter tausend Martern endige, was thut dieses? Hat nur meine Seele dadurch die Schönheit der leidenden Unschuld erworben, so ist sie für alle ihre Pein mit Wucher bezahlt. Die Qual ist vergänglich und der Lohn von ewiger Dauer. Aber was hält den schadlos, der unter diesen Qualen sein ganzes Daseyn aufgibt, und mit dem letzten Odem auch alle Schönheiten seines Geistes fahren läßt, die er durch diesen Kampf erworben? Ist das Schicksal eines solchen Menschen nicht grausam? Kann der gerecht und gütig seyn, der es so geordnet hat? — Doch gesetzt, das Bewußtseyn der Unschuld hielte allen schmerzhaften Empfindungen, der Todesqual selbst, die der Unschuldige von den Händen seines Verfolgers leidet, das Gleichgewicht; soll denn jener Gewaltthäter, jener Beleidiger der göttlichen und menschlichen Rechte, so dahin fahren, ohne jemals aus der blinden Verstocktheit, in welcher er gelebt, gerissen zu werden, und vom Guten und Bösen richtigere Begriffe zu erlangen? ohne jemals gewahr zu werden, daß diese Welt von einem Wesen regiert wird, welches an der Tugend Wohlgefallen findet? Wenn kein zukünftiges Leben zu hoffen ist, so ist die

Vorsehung gegen den Verfolger so wenig zu rechtfertigen, als gegen den Verfolgten.

Unglücklicherweise werden Viele durch diese anscheinenden Schwierigkeiten verführt, die Vorsehung zu leugnen. Das allerhöchste Wesen, wähnen sie, bekümmere sich um das Schicksal der Menschen gar nicht, so sehr es sich auch die Vollkommenheit ihrer physischen Natur hat angelegen seyn lassen. Tugend und Laster, Unschuld und Verbrechen, wer ihm dienet, und wer ihn lästert, sprechen sie, seyen dem allgemeinen Weltgeist vollkommen gleich, und was dergleichen so lächerlicher als strafbarer Meinungen mehr sind, auf die man nothwendig gerathen muß, sobald man den Weg zur Wahrheit verfehlt. Ich halte es für überflüssig, meine Freunde, von dem Ungrunde dieser Meinungen viele Worte zu machen, da wir Alle versichert sind, daß wir unter Gottes Obhut stehen und das Gute von seinen Händen, so wie das Böse nicht anders als mit seiner Zulassung empfangen.

Hingegen wissen wir einen sicheren und leichteren Weg, uns aus diesem Labyrinthe zu finden. In unsern Augen verleugnet das Sittliche so wenig als das physische dieser Welt die Vollkommenheit ihres Urhebers. So wie sie sich in der Physischen Welt Unordnungen in den Theilen, Stürme, Ungewitter, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Pest u. s. w.

in Vollkommenheiten des unermeßlichen Ganzen auflösen: eben also dienen in der sittlichen Welt, in dem Schicksale und den Begegnissen des geselligen Menschen alle zeitlichen Mängel zu ewigen Vollkommenheiten, vergängliches Ungemach zu dauerhafter Verbesserung, und die Leiden verwandeln sich in bloße Uebungen, die zur Seligkeit unentbehrlich sind. Das Schicksal eines einzigen Menschen in seinem gehörigen Lichte zu betrachten, müßten wir es in seiner ganzen Ewigkeit übersehen können. Alsdann erst könnten wir die Wege der Vorsehung untersuchen und beurtheilen, wenn wir die ewige Fortdauer eines vernünftigen Wesens unter den einzigen, unserer Schwachheit angemessenen Gesichtspunkt bringen könnten; aber alsdann seyd versichert, meine Lieben, würden wir weder tadeln noch murren, noch unzufrieden seyn; voll Bewunderung die Weisheit und Güte des Weltbeherrschers verehren und anbeten.

Aus allen diesen Beweisgründen zusammengenommen, meine Freunde, erwächst die zuverlässigste Versicherung von einem zukünftigen Leben, die unser Gemüth vollkommen befriedigen kann. Das Vermögen, zu empfinden, ist keine Beschaffenheit des Körpers und seines feinen Baues, sondern hat seine Bestandheit für sich. Das Wesen dieser Bestandheit ist einfach und folglich unvergänglich. Auch

die Vollkommenheit, die diese einfache Substanz erworben, muß in Absicht auf sie selbst, von unaufhörlichen Folgen seyn, und sie immer tüchtiger machen, die Absichten Gottes in der Natur zu erfüllen. Insbesondere gehört unsere Seele, als ein vernünftiges und nach der Vollkommenheit strebendes Wesen, zu dem Geschlechte der Geister, die den Endzweck der Schöpfung enthalten und niemals aufhören, Beobachter und Bewunderer der göttlichen Werke zu seyn. Der Anfang ihres Daseyns ist, wie wir sehen, ein Bestreben und Fortgehen von einem Grade der Vollkommenheit zum andern; ihr Wesen ist des unaufhörlichen Wachsthums fähig, ihr Trieb hat die augenscheinlichste Anlage zur Unendlichkeit, und die Natur beut ihrem nie zu löschenden Durste eine unerschöpfliche Quelle an. Ferner haben die Seelen, als moralische Wesen, ein System von Pflichten und Rechten, das voller Ungereimtheiten und Widersprüche seyn würde, wenn sie auf dem Wege der Vollkommenheit gehemmt und zurückgestoßen werden sollten, und endlich verweis't uns die anscheinende Unordnung und Ungerechtigkeit in dem Schicksale der Menschen auf eine lange Reihe von Folgen, in welcher sich Alles auflös't, was hier verschlungen scheint. Wer hier mit Standhaftigkeit, und gleichsam dem Unglücke zum Trost, seine Pflicht erfüllt, und

die Widerwärtigkeiten mit Ergebung in den göttlichen Willen erduldet, muß den Lohn seiner Tugenden endlich genießen, und der Lasterhafte kann nicht dahin fahren, ohne auf eine oder die andere Weise zur Erkenntniß gebracht zu seyn, daß Uebelthaten nicht der Weg zur Glückseligkeit sind. Mit einem Worte: Allen Eigenschaften Gottes, seiner Güte, seiner Gerechtigkeit würde es widersprechen, wenn er die vernünftigen und nach der Vollkommenheit strebenden Wesen nur zu einer zeitlichen Dauer geschaffen hätte.

Es dürfte Jemand von euch sprechen: „Gut, Sokrates! du hast uns gezeigt, daß wir uns eines zukünftigen Lebens zu getrösten haben; sage uns aber auch, wo werden sich unsre abgeschiedenen Geister aufhalten? welche Gegend des Aethers werden sie bewohnen? womit werden sie sich beschäftigen? auf welche Art werden die Tugendhaften belohnt, und die Lasterhaften zu besserer Erkenntniß gebracht werden?« — Wenn Jemand mich dieses fragt, so antworte ich: Freund! du forderst mehr, als meines Berufs ist. Ich habe dich durch alle Krümmungen des Labyrinths hindurch geführt und zeige dir den Ausgang; hier endigt sich mein Beruf. Andere Wegweiser mögen dich weiter führen. Ob die Seelen der Gottlosen werden Frost oder Hitze, Hunger oder Durst zu leiden ha=

ben, ob sie in dem Acherusischen Moraste sich herumwälzen, in dem düstern Tartarus, oder in den Flammen des Periphlegethon ihre Zeit hinbringen müssen, bis sie geläutert werden; ob die Seligen auf einer von lauter Gold und Edelgestein blitzenden Erde die reinste Himmelsluft einsaugen, und sich in dem Glanze der Morgenröthe sonnen, oder ob sie in den Armen einer ewigen Jugend ruhen und sich mit Nektar und Ambrosia füttern lassen; alles dieses, mein Freund! weiß ich nicht. Wissen es unsere Dichter und Fabellehrer besser, so mögen sie Andere davon versichern. Es schadet vielleicht nicht, wenn gewisser Leute Einbildungskraft auf eine solche Weise beschäftigt und angestrengt wird. Was mich betrifft, so begnüge ich mich mit der Ueberzeugung, daß ich unter göttlicher Obhut stehen werde, daß eine heilige und gerechte Vorsehung in jenem Leben, so wie in diesem, über mich walte, und daß meine wahre Glückseligkeit in den Schönheiten und Vollkommenheiten meines Geistes bestehe; diese sind Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Freiheit, Liebe, Wohlwollen, Erkenntniß Gottes, Beförderung seiner Absichten und Ergebung in seinen heiligen Willen. Diese Seligkeiten warten meiner in jener Zukunft, wohin ich eile, und ein Mehres brauche ich nicht zu wissen, um mit getrostem Muthe den Weg anzutre=

ten, der mich dahin führt. — Ihr, Simmias, Cebes und übrige Freunde, ihr werdet mir folgen, ein jeder zu seiner Zeit. Mir winkt jetzt schon das unbewegliche Schicksal, wie etwa ein Trauerspieldichter sagen würde. Es ist Zeit, daß ich ins Bad gehe, denn ich halte es für anständiger, nach dem Bade erst das Gift zu mir zu nehmen, damit ich den Weibern die Mühe erspare, meinen Leichnam zu waschen. —

Als Sokrates ausgeredet hatte, ergriff Kriton das Wort, und sprach: Es sey! was hast du aber diesen Freunden, oder mir zu hinterlassen, das deine Kinder oder häuslichen Angelegenheiten angehet? Womit können wir dir zu Gefallen leben? — Wenn ihr so lebet, Kriton, sprach er, wie ich euch längst empfohlen habe. Ich habe nichts Neues hinzuzuthun. Wenn ihr für euch selbst Achtung habt, so werdet ihr mir, den Meinigen und euch selbst zu Gefallen leben, wenn ihr es auch nicht versprecht; vernachlässigt ihr aber euch selbst, und wollt der Spur nicht folgen, die euch heute und in vorigen Zeiten vorgezeichnet worden, so wird es nichts helfen, wenn ihr auch jetzt noch so viel zusagt. — Kriton versetzte: Wie sollen wir aber nach deinem Tode mit dir verfahren? — Wie ihr wollt, antwortete Sokrates, wenn ihr mich anders habt, und ich euch nicht entwische. Zu

gleicher Zeit sah er uns lächelnd an, und sprach: Ich kann den Kriton nicht bereden, meine Freunde, daß derjenige eigentlich Sokrates sey, der jetzt redet, und euch eine Zeit lang unterhalten hat; er glaubt immer noch, der Leichnam, den er bald wird zu sehen bekommen, und der für jetzt nur meine Hülle ist, das sey Sokrates, und fragt, wie er mich begraben soll. Alle die Gründe, die ich bisher angeführt, zu beweisen, daß ich, so bald das Gift gewirkt haben wird, nicht mehr bei euch bleiben, sondern in die Wohnungen der Glückseligen versetzt werde, scheinen ihm eine bloße Erfindung, um euch und mich zu trösten. Seyd so gut, meine Freunde, und verbürgt nun bei'm Kriton das Gegentheil dessen, was er bei den Richtern verbürgt hat. Er ist für mich gut gewesen, daß ich nicht entlaufen werde; ihr aber müßt ihm dafür stehen, daß ich mich, gleich nach meinem Tode, davon mache, damit er meinen Leichnam verbrennen oder in die Erde senken sehe, und sich nicht so sehr betrübe, als wenn mir das größte Unglück widerführe. Er spreche auch bei meinem Leichenbegängnisse nicht: man legt den Sokrates auf die Bahre; man trägt den Sokrates hinweg, man beerdigt den Sokrates. Denn wisse, fuhr er fort, mein werther Kriton, dergleichen Reden sind nicht nur der Wahrheit zuwider,

sondern auch eine Beleidigung für den abgeschiedenen Geist. Sey vielmehr getrosten Muths, und sprich: mein Leichnam werde beerdigt. Im Uebrigen magst du ihn beerdigen, wie es dir gefällt, und wie du glaubst, daß es die Gesetze mit sich bringen.

Hierauf ging er in ein benachbartes Gemach, um sich zu waschen. Kriton folgte ihm, und uns hieß er warten. Wir blieben und unterhielten uns eines Theils mit dem, was wir gehört hatten, wiederholten, überdachten und erwogen einige Gründe, um uns davon gehörig zu überzeugen; andern Theils aber beschäftigte uns die trostlose Erwartung des großen Unglücks, das uns bevorstand. Denn es kam uns nicht anders vor, als wenn wir unsern Vater verlören, und von nun an als Waisen in der Welt leben müßten. — Als er sich gewaschen hatte, brachte man ihm seine Kinder (er hat ihrer drei, zwei kleine und ein erwachsenes), und seine Hausweiber traten zu ihm hinein. Er unterhielt sich mit ihnen in Gegenwart des Kriton, sagte ihnen, was er zu sagen hatte, ließ die Weiber und Kinder hierauf weggehen, und kam wieder zu uns heraus. Es war gegen Sonnenuntergang, denn er hatte sich etwas lange in dem Nebengemache verweilt. — Er setzte sich nieder, sprach aber sehr wenig, denn bald darauf kam der Trabant der Eilfmänner, stellte

sich neben ihn und sprach: „O Sokrates! ich werde an dir etwas ganz anders gewahr, als an andern Verurtheilten. Sie pflegen sich zu entrüsten, und mir zu fluchen, wenn ich ihnen auf Befehl der Obrigkeit ankündige, daß es Zeit sey, das Gift zu trinken: du aber schienst mir schon sonst der gelassenste und sanftmüthigste Mann zu seyn, der jemals diesen Ort betreten, und jetzt scheinst du mir vornehmlich also. Ich weiß gewiß, du bist auch jetzo über mich nicht ungehalten, sondern über die (du kennest sie), die daran Schuld sind. Du merkst nun wohl, Sokrates, was für eine Botschaft ich dir zu bringen habe. Gehab' dich wohl, und leide mit Geduld, was nicht zu ändern ist." Er sprach es, kehrte sich ab und weinte. Sokrates sah sich nach ihm um und sprach: Lebe du wohl, Freund! wir werden thun, was du verlangst. Zu uns aber sprach er: Was für ein rechtschaffener Mann! er hat mich oft besucht, auch sich zuweilen mit mir unterhalten. Es ist ein gar guter und ehrlicher Mensch; seht, wie aufrichtig er jetzt um mich weint! Allein, Kriton, wir müssen ihm in der That gehorchen; laß das Gift herbringen, wenn es fertig ist, wo nicht, so mag es dieser zurecht machen.

Warum so eilig, mein Sokrates? versetzte Kriton; ich glaube, daß die Sonne noch auf den Bergen scheint, und noch nicht unterge-

gangen ist. Andere pflegen nach der Ankündigung, noch lange zu warten, bevor sie den Gifttrank zu sich nehmen, und vorher sich gütlich zu thun, zu essen, zu trinken, auch wohl gar der Liebe zu pflegen. Wir können noch eine gute Weile verziehen. — Das mögen die thun, Kriton, antwortete Sokrates, welche jede Frist für Gewinn halten, ich aber habe meine Gründe, das Gegentheil zu thun. Ich glaube nichts zu gewinnen, wenn ich verzögere, und würde mir nur selbst lächerlich vorkommen, wenn ich mit dem Leben jetzt geizte und kargte, da es nicht mehr mein ist. Thue mir immer meinen Willen.

Hierauf winkte Kriton dem Knaben, der neben ihm stand. Der Knabe ging hinaus, verweilte einige Zeit mit Zubereitung des Giftes, und brachte hierauf den Mann herein, der den Giftbecher in der Hand hatte, um ihn dem Sokrates zu reichen. Sokrates sah ihn kommen, und sprach: Guter Mann, gib her! aber, was muß ich dabei thun? du wirst es wissen. „Nichts anders, antwortete dieser, als nach dem Trinken auf und nieder gehen, bis dir die Füße schwer werden, sodann legst du dich nieder; dieses ist Alles.“ Und hiermit reichte er ihm den Becher. — Sokrates nahm ihn, lieber Echekrates, mit solcher Gelassenheit, ohne Farbe, oder Gesichtszüge im geringsten zu verändern, sah den Menschen

mit seinen weit offnen Augen an, und sprach: Was meinst du? darf man den Göttern davon einige Tropfen zum Dankopfer vergießen? „Es ist gerade soviel, als nöthig ist,“ versetzte dieser. So mag es bleiben, erwiederte Sokrates. Aber ein Gebet kann ich doch an sie richten: *Die ihr mich rufet, ihr Götter! verleihet mir eine glückliche Reise!* Mit diesen Worten setzte er den Becher an, und leerte ihn ruhig und gelassen aus.

Bisher konnten sich viele von uns noch der Thränen enthalten; als wir ihn aber ansetzen, trinken und ausleeren sahen, da war es nicht mehr möglich. Mir selbst tröpfelten nicht die Thränen, sondern ergossen sich wie in Strömen herunter, und ich mußte mir das Gesicht in den Mantel hüllen, um ungestört weinen zu können, nicht über ihn, sondern über mich selbst, daß ich das Unglück hatte, einen solchen Freund zu verlieren. Kriton, der sich noch vor mir der Thränen nicht enthalten konnte, stand auf, und irrte im Gefängnisse umher! und Apollodorus, der die ganze Zeit mehrentheils geweint, fing damals an überlaut zu heulen und zu jammern, daß einem Jeden das Herz davon brach. Nur Sokrates blieb unbewegt, und rief uns zu: Was macht ihr Kleinmüthigen? Deswegen habe ich ja eben die Weiber weggeschickt, da=

mit sie hier nicht so klagen und winseln möchten, denn ich habe mir sagen lassen, man müsse suchen, unter Segnungen und guten Wünschen den Geist aufzugeben. Seyd ruhig, und zeigt euch als Männer! — Als wir dieses vernommen, schämten wir uns und hörten auf zu weinen. Er ging auf und nieder, bis ihm die Füße schwer wurden, und legte sich sodann auf den Rücken, wie der Sklave ihm gerathen hatte. Bald darauf betastete ihn der Mann, welcher ihm das Gift gereicht, mit den Händen, und beobachtete seine Füße und seine Hüften. Er drückte ihm den Fuß und fragte, ob er es fühlte? Nein, sprach Sokrates. Er drückte ihm den Schenkel, ließ aber wieder los, und gab uns zu verstehen, daß er kalt und steif sey. Er betastete ihn wieder und sprach: Sobald er ihm ans Herz kömmt, wird er verscheiden. — Nun fing ihm der Unterleib schon an, kalt zu werden. Er deckte sich auf, denn man hatte ihn zugedeckt, und sagte zum Kriton (dieses waren seine letzten Worte): Freund! vergiß nicht, dem Gott der Genesung einen Hahn zu bringen, denn wir sind ihm einen schuldig. Kriton antwortete: Es soll geschehen. Hast du sonst nichts mehr zu hinterlassen? Hierauf erfolgte keine Antwort. Einige Zeit hernach bekam er Zuckungen. Der Mann deckte ihn vollends auf, und seine Blicke

blieben starr. Als Kriton es sah, drückte er ihm Mund und Augen zu.

Dieses war das Ende unseres Freundes, o Echecrates, eines Mannes, der unter allen Menschen, die wir kannten, unstreitig der Rechtschaffenste, Weiseste und Gerechteste gewesen.